Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **25 (1968)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

HERMANN MÜLLER-KARPE, *Handbuch der Vorgeschichte*, Erster Band: *Altsteinzeit* (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1966), XI + 389 Seiten, 274 Tafeln.

Hermann Müller-Karpe, Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Universität in Frankfurt am Main, Spezialist der Urnenfelder- und Hallstattkultur, hat sich die anspruchsvolle Aufgabe gestellt, im Alleingang ein fünfbändiges Handbuch der Vorgeschichte zu verfassen. Dem seit Ende 1966 vorliegenden ersten Band *Altsteinzeit* werden vier weitere folgen, welche die Jungsteinzeit, die Kupferzeit, die Bronzezeit und die Früheisenzeit behandeln. Dabei fällt auf, dass von der Mittelsteinzeit nicht die Rede ist, und anscheinend beabsichtigt der Verfasser, diese interessante Phase mit Ausnahme des von ihm dem Paläolithikum zugerechneten Azilien im Rahmen der Jungsteinzeit zu behandeln. Dies ist etwas eigenartig, ganz besonders, wenn man berücksichtigt, dass er andererseits der Kupferzeit einen ganzen Band zu widmen gedenkt.

Wie Müller-Karpe in seinem Vorwort hervorhebt, will er sein Handbuch nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränken, sondern der Blick soll, «soweit möglich, auf alle fünf Kontinente gerichtet sein». Dadurch wird das zu bewältigende Arbeitsvolumen noch umfangreicher, und man muss bewundern, dass er die Last und das Wagnis eines solchen Mammutunternehmens nicht gescheut hat.

Wie ernst er seine Aufgabe nimmt, zeigt bereits der erste Band, welcher der Altsteinzeit gewidmet ist. Er gliedert sich wie folgt: 36 Seiten (≈ 10%) sind forschungsgeschichtlichen Fragen und Fragen der Abstammungslehre gewidmet, 98 Seiten (≈ 25%) dem Fundstoff und seiner zeitlichen Gliederung, 122 Seiten (≈ 30%) behandeln verschiedene Aspekte der altsteinzeitlichen Kultur, weitere 92 Seiten (≈ 25%) enthalten eine Zusammenstellung wichtiger Fundstellen, und die restlichen 41 Seiten (≈ 10%) sind für Verzeichnisse und Register bestimmt. Daran anschliessend folgt der umfangreiche Abbildungsteil, der mit 274 Tafeln im Verhältnis von etwa zwei zu drei zum Text steht.

Den forschungsgeschichtlichen Rückblick beginnt Müller-Karpe an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als die Katastrophentheorie Cuviers aufgegeben, die Existenz des eiszeitlichen Menschen anerkannt und eine Gliederung der Steinzeit in eine ältere und eine jüngere Phase angestrebt wurde. Im übrigen beschränkt sich der Verfasser auf die Erwähnung von Geschehnissen, welche die Erforschung der Altsteinzeit betreffen. Man kann sich fragen, ob es nicht zweckmässiger gewesen wäre, im ersten Band des Werkes eine Gesamtübersicht über die historische Entwicklung der Urgeschichtsforschung zu geben: entweder muss dieses Thema in den folgenden Bänden immer wieder von neuem aufgegriffen werden, oder aber es kommen interessante Fakten nicht zur Behandlung.

Im zweiten Kapitel des Bandes befasst sich der Autor unter dem Titel «Theorien zur Abstammung und ältesten Entwicklung der Menschheit» mit philosophischen, naturwissenschaftlich-anthropologischen, ethnologischen und entwicklungspsychologischen Hypothesen, wobei er die weite Skala von Überlegungen zu diesem ungewöhnlich schwierigen Fragenkomplex von der Antike bis zu Teilhard de Chardin streift. Im allgemeinen vermeidet er es, selbst Stellung zu nehmen. Manchmal gibt er uns aber doch einen Einblick in seine Vorstellungen, so z.B., wenn er auf Seite 27 schreibt: «So wenig die Pithecanthropusform als repräsentativ für die Anfänge der Menschheit hingestellt werden kann, so wenig bilden die Neandertaler die Vorfahren der Sapiens-Menschheit, sondern stellen eine Sonderentwicklung innerhalb des normalen menschlichen Variationsbereiches, d.h. ‹eine Nebenreihe des Sapienstypus› dar». Der Leser muss sich der Problematik solcher weitgehend gefühlsmässigen oder weltanschaulich geprägten Beurteilungen äusserst schwieriger und von den Fachleuten keineswegs einheitlich erklärter Probleme bewusst sein.

Das folgende, verhältnismässig umfangreiche dritte Kapitel über den Fundstoff und seine zeitliche Gliederung behandelt zunächst die archäologische Chronologie in den einzelnen Teilen Europas und – sehr summarisch – in den anderen Kontinenten. Dabei wird, soweit möglich, jeweils die Reihenfolge Alt-, Mittel- und Jungpaläolithikum eingehalten Der Leser erhält einen knappen Überblick über die wichtigsten altsteinzeitlichen Fundgruppen. Anschliessend folgen Angaben über die geologische und paläontologische Chro-

nologie sowie über chemische und physikalische Altersbestimmungen.

Die Kapitel vier bis neun sind der Diskussion folgender Aspekte der altsteinzeitlichen Kultur gewidmet: Lagerplätze, Wirtschaft, soziale Verhältnisse, regionale Gruppenbildungen und Kulturbeziehungen, Kunst, Kult und Religion. Aus dem diskutierten bzw. zusammenfassend dargestellten Stoff seien etwa die Stichworte Freilandlagerplätze und Höhlen, Jagd, Feuergebrauch, Bestattungsbräuche, Familien- und Sippengemeinschaften, das Problem der Kulturbeziehungen und regionaler Sonderentwicklungen während des Alt-, Mittel- und Jungpaläolithikums, Ursprung und Ausdrucksformen der Kunst, Opfer, Totenkult und Bildwerke als Hinweis auf kultische Handlungen und religiöse Vorstellungen erwähnt.

Das zehnte Kapitel stellt einen Katalog der wichtigsten Fundstellen dar und gliedert sich, was Europa betrifft, nach Ländern bzw. Zonen; die aussereuropäischen Gebiete (exklusive Australien) werden auch hier nur sehr summarisch behandelt. Frankreich ist mit 126 Fundstellen vertreten, Spanien mit 26, England mit 11, Deutschland mit 60, die Schweiz mit 7, Belgien mit 3, Österreich mit 6, die Tschechoslowakei mit 19, Ungarn mit 18, das slowenisch-kroatische Gebiet mit 5, Italien mit 38, die Balkanhalbinsel mit 8, Polen mit 6, Russland mit 57, Vorderasien mit 14, Ost- und Südasien mit 6, Afrika mit 19, Amerika mit 7. Schon daraus geht hervor, dass abgesehen vom völligen Fehlen einiger Gebiete (z.B. haben auch Holland und Dänemark einzelne paläolithische Fundstellen) die Auswahl trotz Berücksichtigung der meisten wichtigen Stationen etwas willkürlich ist. So kommt etwa die iberische Halbinsel gegenüber Deutschland sicher zu kurz. Zum Teil ist dies am Schluss des Buches im Rahmen der Fundkarten zu korrigieren versucht worden, was aber keinen wirklichen Ersatz bietet. Überhaupt muss dieser Teil des Bandes, der in engem Zusammenhang mit den Abbildungen steht, als besonders problematisch bezeichnet werden.

Bei der Auswahl der zu erwähnenden Stationen und beim Hervorheben der wichtigsten Grabungsergebnisse oder Funde wird die intensive, aber kurzfristige Beschäftigung eines sonst in anderem Bereich arbeitenden Forschers die Erfahrungen und Kenntnisse des mit den betreffenden Materialien eng vertrauten Spezialisten nie ersetzen. So kann es z.B. geschehen, dass verhältnismässig unbedeutende Fundkomplexe, welche der Vollständigkeit halber irgendwann einmal auf breiter Basis veröffentlicht worden sind, in einer Weise in den Vordergrund gerückt werden, die dem zuständigen Sachbearbeiter selbst als übertrieben erscheint. Dies gilt etwa für das Material der Station Bonhomme in der Dordogne, das auf zwei ganzseitigen Tafeln wiedergegeben ist. Beim Leser, der nicht näher mit dem altsteinzeitlichen Fundstoff vertraut ist, wird zwar – nicht zuletzt wegen des wirklich imponierenden Arbeitsaufwandes – der Eindruck einer weitgehenden Vollständigkeit erweckt; der Spezialist hingegen dürfte in bezug auf die Auslese und die Zusammenstellung vielerorts Vorbehalte machen. Dieses Risiko ist der Autor bewusst eingegangen, als er sich entschloss, ohne die direkte Mitarbeit von Kollegen ein Handbuch zu schaffen, das sämtliche Perioden der Urgeschichte umfasst. Wie er selbst in seinem Vorwort erwähnt, hätte die andere Möglichkeit darin bestanden, als Herausgeber zu amten und für jeden Band oder jedes Kapitel Spezialisten beizuziehen. Müller-Karpe konnte sich aber unter Hinweis auf neuere Übersichtswerke dieser Art teilweise zu Recht auf den Standpunkt stellen, dass auch dieser Weg nicht vor Mängeln schützt. Es fragt sich aber, ob er nicht doch weiterer Versuche wert wäre, wobei allerdings eine grosse und schwierige Redaktionsarbeit geleistet werden müsste, die beim heutigen Stand der Forschung kaum nebenamtlich bewältigt werden kann.

Lobend sei der gut ausgebaute Apparat des Bandes hervorgehoben, der nicht nur sehr vollständige und bis in die jüngste Zeit nachgetragene Literaturangaben enthält, sondern sich auch durch zahlreiche Querverweise auszeichnet. Dazu kommen die sorgfältig angelegten Verzeichnisse und Register im Schlussabschnitt des Buches. Dass bei einer solchen Riesenarbeit auch Fehler und Unstimmigkeiten unterlaufen, ist entschuldbar: z.B. fehlt bei der Zusammenstellung der Fundorte die Nummer 112, und das «Verzeichnis der Fundorte auf den Karten» springt wegen des Fehlens einer Karte Amerikas von Nummer 405 zu Nummer 413, von wo an unvermittelt weitere 197 Fundstellen der Alten Welt angefügt werden, die in Kapitel zehn – z.T. bedauerlicherweise – nicht beschrieben sind. Nicht recht befriedigt der Abbildungsteil, dem man allzu stark anmerkt, dass es sich fast durchwegs um Umzeichnungen aus Publikationen handelt. Abgesehen von den grundsätzlichen, hier allerdings kaum zu umgehenden Nachteilen dieses Verfahrens, ist es schade, dass dabei nicht wenigstens eine einheitliche Darstellungsweise angestrebt wurde. Zudem ist leider nicht von allen abgebildeten Gegenständen zu erfahren, was sie darstellen. Es wird im einzelnen mehr abgebildet, als in Text und Registern besprochen ist.

Der Gesamteindruck ist zwiespältig: auf der einen Seite uneingeschränkter Respekt für die ungeheure Arbeitsleistung, auf der andern die Frage, ob es beim heutigen Umfang des Fundstoffes noch zweckmässig ist, dass ein einzelner Forscher ein derartig umfassendes und anspruchsvolles Handbuch allein verfasst. Es geht

ja nicht um eine allgemein verständliche Übersicht, die sich in erster Linie an interessierte Laien richtet, sondern um ein mehrheitlich für Fachleute bestimmtes Nachschlagewerk, das die sechzig Jahre zurückliegende Publikation von Joseph Déchelette in Erinnerung ruft und wohl bis zu einem gewissen Grade auch einen Ersatz für das teilweise veraltete Reallexikon darstellen möchte, das Max Ebert mit der Hilfe zahlreicher Gelehrter vor rund vierzig Jahren herausgegeben hat. Trotz dieses Vorbehaltes soll aber anerkennend festgehalten werden, dass das neue Handbuch von Hermann Müller-Karpe einen durchaus ernst zu nehmenden Versuch bildet, den heutigen Stand unserer Kenntnisse der Urgeschichte zusammenzufassen. Es besteht kein Zweifel, dass die folgenden Bände mit ebensoviel Fleiss und Umsicht ausgearbeitet werden. Sie dürften um so abgerundeter und vollständiger werden, je mehr sich der behandelte Stoff dem engeren Arbeitsgebiet des Verfassers nähert. *Hans-Georg Bandi*

HELVETIA ANTIQUA. *Festschrift Emil Vogt.* Beiträge zur Prähistorie und Archäologie der Schweiz. Herausgegeben von RUDOLF DEGEN, WALTER DRACK und RENÉ WYSS (Verlag Conzett & Huber, Zürich 1966), XVII und 333 S., 1 Frontispiz und 179 Abb., darunter Karten, Pläne und Tabellen.

Wieder ist uns eine würdige Festschrift beschert worden, reich gefüllt mit Arbeiten aus allen Bereichen der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie, gediegen in Druck und Ausstattung, dargebracht Emil Vogt zum 60. Geburtstag.

Wenn die archäologische Forschung der Schweiz heute innerhalb der europäischen Vor- und Frühgeschichte einen so hohen Stand erreicht hat, so ist das nicht zuletzt auch ein Hauptverdienst des Jubilars. Davon gibt diese Festgabe ein schönes Zeugnis. Mit gutem Grund haben nämlich die Herausgeber die Festschrift unter das gemeinsame Thema HELVETIA ANTIQUA gestellt. Fachgelehrte aus der Schweiz, aus England, Österreich und Deutschland haben sich bemüht, in ihren Arbeiten (mit mehr oder minder grossem Geschick) von Problemen und Funden der Schweiz auszugehen, von Problemen, die fast alle im wissenschaftlichen Werk des Jubilars einmal zur Sprache kamen. Wie kaum in einem anderen Land, hat die Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, dank der besonderen geographischen Lage, mit den vielseitigen Bindungen und Verbindungen nach aussen, teil an allen Ereignissen, Wandlungen und Umschichtungen in den angrenzenden Siedlungsräumen. Das Studium ur- und frühgeschichtlicher Materialien aus Helvetien führt daher ganz zwangsläufig weit über die politischen Grenzen der Schweiz hinaus. Emil Vogt hat diesen Gegebenheiten stets Rechnung getragen. Ausgehend vom lokalen Bezug, die einheimischen Bedingungen genau beobachtend, hat er den grosen überregionalen Zusammenhang stets beachtet.

So konnten denn nahezu alle, die sich an der Festschrift beteiligt haben, von Arbeiten des Jubilars, von seinen Gedanken und Fragestellungen ausgehen. Dies Anknüpfen an Leistungen des zu Ehrenden wird, wie man weiss, mit Vorliebe in den Einleitungen praktiziert, was mitunter weit hergeholt und verkrampft wirkt. Hier ist das nicht der Fall. Das vielseitige, umfassende wissenschaftliche Werk Vogts kommt gerade da besonders schön zum Ausdruck. Mit grosser Sachkenntnis ist Vogt in allen Perioden der Vor- und Frühgeschichte zuhause, im Paläolithikum ebensogut wie in der Römerzeit und im Frühmittelalter, was aus dem Schriftenverzeichnis am Schluss der Festschrift (S. 327ff.) hervorgeht.

Die Festschrift beginnt mit einer eindrucksvollen Tabula Gratulatoria, von Abplanalp bis Zweifel, von der Aargauischen Denkmalpflege bis zum Züricher Turi-sub (Gruppe archäologisch interessierter Taucher!). Der bunte Strauss der wissenschaftlichen Beiträge wird sodann chronologisch nach den jeweiligen Themenstellungen geordnet vorgelegt. Es ist hier nicht beabsichtigt, sämtliche Beiträge zu besprechen. Der Fachrichtung des Rezensenten entsprechend werden Arbeiten aus der römischen Epoche, die stellvertretend für die Qualität vieler anderer Beiträge stehen mögen, herausgegriffen.

Inhaltsverzeichnis:

Altsteinzeit und Mittelsteinzeit: H.-G. Bandi, Zur Frage eines Bären- oder Opferkultes im ausgehenden Altpaläolithikum der alpinen Zonen. – R. Wyss, Mesolithische Harpunen in Mitteleuropa.

Jungsteinzeit: W.-U. Guyan, Zur Herstellung und Funktion einiger jungsteinzeitlicher Holzgeräte von Thayngen-Weier. – Marc-R. Sauter et A. Gallay, A quoi se rattache le néolithique du Vallon des Vaux? (Chavannes-le-Chêne Vaud).

Bronzezeit: M. Sitterding, Bourdonette et Bois-de-Vaux, deux complexes de l'âge de bronze ancien. – E. Vonbank, Frühbronzezeitliche Siedlungsfunde im Vorarlberger Rheintal. – J. Speck, Zwei frühbronzezeitliche Neufunde aus der Zentralschweiz. – E. Sangmeister, Die Sonderstellung der schweizerischen Frühbronzezeit-Kultur. – W. Kimmig, Weiningen und Harthausen. Ein Beitrag zu hochbronzezeitlichen Bestattungssitten im nordschweizerisch-südwestdeutschen Raum. – B. Frei, Zeugen der älteren Urnenfelderzeit aus dem Bereich des oberen Alpenrheins. – H. Müller-Karpe, Ein Bronzemesser von Zürich-Bauschanze. – E. Sprockhoff, Ein Geschenk aus dem Norden. – W. Krämer, Prähistorische Brandopferplätze.

Eisenzeit: R. Pittioni, Grächwil und Vix handelsgeschichtlich gesehen. – W. Drack, Gürtelhaken mit Zierblech der Stufe Hallstatt D/3 aus dem Jura und der Waadt. – W. Dehn, Die Doppelvogelkopffibel aus dem Val-de-Travers. – J. M. de Navarro, Swords and Scabbards of the La Tène Period with Incised Laddering. – H. Jankuhn, Zur Deutung der Tierknochenfunde aus La Tène.

Römische Zeit: F. Maier, Die Vindonissa-Roanne-Gruppe bemalter frühkaiserlicher Keramik. – H. R. Wiedemer, Die Walenseeroute in frührömischer Zeit. – H. Klumbach, Eine oberitalienische Relieftasse aus Giubiasco. – V. v. Gonzenbach, Tiberische Gürtel- und Schwertscheidenbeschläge mit figürlichen Reliefs. – H. Bögli, Ein Heiligtum der Civitas Rauracorum. – R. Fellmann, Hölzerne Schwertgriffe aus dem Schutthügel von Vindonissa. – A. Bruckner, H. Erb, E. Meyer, Römische Votivaltäre aus dem Engadin und neue Inschriften aus Chur. – E. Ettlinger, Neues zur Terra-sigillata-Fabrikation in der Schweiz. – R. Laur-Belart, Die Römerbrücken von Augst im hochrheinischen Strassennetz. – A. Alföldi, Ein Medaillon-Gefäss aus dem Rhonetal. – R. Degen, Zu einem frühchristlichen Grab aus Aventicum.

Frühmittelalter: E. Gersbach, Das «Bürkli» bei Riburg im Aargau, eine spätrömische Befestigung?. – J. Werner, Zu den donauländischen Beziehungen des alamannischen Gräberfeldes am alten Gotterbarmweg in Basel. – R. Moosbrugger, Die frühmittelalterliche Grabhügelnekropole Illnau. – K. Böhner, Spätrömische Kastelle und alamannische Ansiedlungen in der Schweiz. – F.-O. Dubuis, Archéologie, tradition et légendes.

Die römische Epoche ist, wie man sieht, mit 11 Beiträgen am stärksten vertreten. Sie stammen vornehmlich aus der Feder der schweizerischen Kollegen. In seiner vortrefflichen Besprechung (Germania *45*, 1967 214ff.) meinte U. Fischer, dass dieser Effekt sicher nicht im Sinne des Jubilars gelegen hätte. Warum nicht? Auch wenn Vogt – wie E. Ettlinger in der Einleitung ihres Beitrages (S. 233) schreibt – mit leichtem Augenzwinkern zu sagen pflegt, dass das «Römische» ihn heute nicht mehr sonderlich interessiere, so hat er doch in früheren Jahren grundlegende Arbeiten zur Provinzialarchäologie der Schweiz geschrieben, deren Ergebnisse weit über die Grenzen des Landes hinaus gültig sind. Es sei nur an ein grosses Werk erinnert, in dem der Rezensent immer wieder bewundernd nachschlägt: *Der Lindenhof in Zürich* (1948): eine mustergültige Darstellung einer grossen Ausgrabung, eine umfassende Auswertung der bedeutsamen Ergebnisse! Hier wurde u.a. die Grundlage einer neuen differenzierten Gliederung der arretinischen Terra Sigillata geschaffen, die gerade heute in der Diskussion frührömischer Fundplätze und ihrer historischen Interpretation eine hervorragende Rolle spielt.

Es sei daher erlaubt, gerade auf die Arbeiten der Festschrift aufmerksam zu machen, die enger oder lockerer eben mit jenen Problemen der frühesten Kaiserzeit in Verbindung stehen, die E. Vogt in dem genannten Werk auch angeschnitten hat. Engsten Bezug auf die Ergebnisse der Lindenhofgrabung nimmt der Beitrag von H. R. Wiedemer (Die Walenseeroute in frührömischer Zeit, S. 167ff.). Die Existenz einer Verkehrsverbindung in der Frühzeit der römischen Okkupation von den Bündner Pässen über Chur – Walensee – Zürichsee – Vindonissa – Oberrhein wurde gerade durch die Entdeckung eines frührömischen Postens auf dem Lindenhof postuliert. In den letzten Jahren stellten sich denn auch weitere Stationen entlang dieses Weges ein (Wachttürme am Walensee!). H. R. Wiedemer fügt nun als weitere Beweise einmal die Kartierung aller frühen Münzen (meist republikanische und frühaugusteische Denare!) hinzu, ferner veröffentlicht er die früheste römische Keramik aus der römischen Fundschicht auf dem Septimerpass, die mit den Funden auf dem Lindenhof in Zürich – wenn auch nicht mit den allerfrühesten – sehr gut zu parallelisieren ist.

In den gleichen Problemkreis der römischen Besetzung der Paßstrassen in Graubünden und der Talschaften von Hinter- und Vorderrhein gehört auch das neugefundene Bruchstück einer monumentalen Inschrift aus dem Churer Welschdörfli. Die dem Enkel des Augustus, Lucius Caesar Princeps Iuventutis, gewidmete Marmorinschrift wurde von E. Meyer (in dem Beitrag: A. Bruckner, H. Erb, E. Meyer, *Römische Votivaltäre aus dem Engadin und neue Inschriften aus Chur*, S. 233ff.) erstmalig veröffentlicht und interpretiert. Mit diesem Schriftdenkmal gewinnt die Geschichte Churs in der Zeit der ersten römischen Besetzung allmählich immer mehr an Profil. Vorher wusste man davon nur herzlich wenig und man musste sich mit Vermutungen begnügen. Die Konsequenzen, die sich aus dem Inschriftfund ergeben, hat E. Meyer schon andeutungsweise gezogen. Wir kennen entsprechende Inschriften für Lucius und Caius Caesar aus St-Maurice und Martigny, beides Vororte keltischer Stämme im Wallis, das damals verwaltungsmässig noch zu *Raetia* (nicht als Provinz) gehörte. In denselben Zusammenhang sind auch die Inschriften an Augustus selbst zu rücken, wie sie etwa in Sitten, dem Vorort der walisischen Seduner, zum Vorschein kamen. Wir haben somit einen sicheren Beleg dafür, dass auch Chur an der Vereinigung der wichtigen Paßstrassen von Lenzerheide und Oberalp in augusteischer Zeit Verwaltungsmittelpunkt einer Civitas gewesen sein muss. Mit Spannung kann man daher den Fortgang der Ausgrabungen im Welschdörfli in Chur erwarten, vor allem deren wissenschaftliche Auswertung und Veröffentlichung. Denn nun müssten sich hier auch die entsprechenden archäologischen Funde wie Münzen, Metalle und Keramik aus dem frühen ersten Jahrhundert n. Chr. einstellen.

Keramische Spezialfragen eben dieser Frühzeit gehen in ihren Studien F. Maier und H. Klumbach nach. F. Maier (*Die Vindonissa-Roanne-Gruppe bemalter frühkaiserzeitlicher Keramik*, S. 159ff.) bemüht sich schon seit einiger Zeit, ausgehend vom reichen Fundmaterial des Oppidums von Manching bei Ingolstadt an der Donau um Typologie, Chronologie und Weiterentwicklung der schönen bemalten Spätlatènekeramik. Im vorliegenden Aufsatz knüpft der Verfasser an eine Studie von Vogt vom Jahre 1931 an, unterbaut, modifiziert und erweitert die dort schon vorgezeichnete Entwick-

lung. Die Gegenüberstellung der beiden hochinteressanten bemalten Becher aus Cavaillon (S. 163, Abb. 1) und des Spruchbechers der ACO-Gruppe aus Haltern ist sehr aufschlussreich. Die Abhängigkeit der bemalten Becher von den reliefverzierten, die ja auch in Süd- oder Mittelgallien hergestellt wurden, ist evident. Der Vergleich hingegen mit den sicher älteren Bechern aus Manching im Sinne einer formalen Abhängigkeit ist weniger aussagekräftig.

H. Klumbach (*Eine oberitalische Relieftasse aus Giubiasco*, S. 172ff.) untersucht die Ikonographie einer sog. Sarius-Schale, die aus einem sicher nicht geschlossenen Grabinventar des Gräberfeldes von Giubiasco stammt. Es handelt sich um einen selteneren Vertreter figürlich verzierter Tassen, die allgemein ebenfalls Leitformen in frühkaiserzeitlichen Fundplätzen darstellen, wie man aus dem Fundkatalog entnehmen kann (S. 180f.).

Auch die beiden folgenden Aufsätze befassen sich mit frühkaiserzeitlichen Problemen. Sie behandeln Ausrüstungsgegenstände des römischen Legionars. R. Fellmann (*Hölzerne Schwertgriffe aus dem Schutthügel von Vindonissa*, S. 215ff.) stellt einmal alle Holzfütterungen römischer Gladiusknäufe, -griffe und -parierstangen zusammen, die sich im Schutthügel von Vindonissa, dank der dort herrschenden günstigen Konservierungsbedingungen, in grosser Zahl erhalten haben, die aber ursprünglich alle mit Silber- oder Bronzeblech verkleidet waren. Der Autor bringt fürs erste eine typologische Ordnung in das Material, sodann versucht er eine Rekonstruktion, wobei die Originalfunde mit entsprechenden Darstellungen auf Militärgrabsteinen verglichen werden. Leider vermissen wir eine Holzartenbestimmung der Griffteile. Für die Werkstattfrage römischer Gladii dürfte die Kenntnis der Holzarten einmal eine wichtige Rolle spielen. Es konnte ja nicht jedes Holz verwendet werden. Härte und Beständigkeit waren wichtige Voraussetzungen. Wie eine Untersuchung der Holzfütterung eines Handschutzes am Gladius von Vhrnika-Nauportus (b. Laibach) ergab (Arh. Vestnik *4*, 1953, 94ff. Tf. 1, 1–3), handelte es sich hierbei um Buchsbaum (lat. buxus. Das Ergebnis der Holzartenbestimmung ist mitgeteilt in: Bayer. Vorgeschichtsbl. *26*, 1961, 56, Anm. 25).

Mit dem umfangreichsten Aufsatz der ganzen Festschrift (V. v. Gonzenbach, *Tiberische Gürtel- und Schwertscheidenbeschläge mit figürlichen Reliefs*, S. 183ff.) setzt V. von Gonzenbach ihre Bemühungen um Ikonographie und Deutung frühkaiserlicher Reliefbleche fort und führt sie zu einem gewissen Abschluss. Wie in ihren anderen Arbeiten, so besticht auch dieser Aufsatz wiederum durch die scharfsinnige Interpretation und eine bewundernswerte Gelehrsamkeit. Die oft unscheinbaren Reliefbleche am Cingulum und an der Gladiusscheide treten nun aus ihrer Anonymität heraus. Die Autorin untersucht deren Zusammenhang mit der römischen Staatssymbolik und deren bildliche Abhängigkeit von stadtrömischen Grossmonumenten. Sie zwingt so auch diese kleinen Ordonanzbleche zu präziser Aussage.

Sehr wenig wissen wir noch vom Schicksal der Koloniestadt Aventicum-Avenches in spätrömischer Zeit. Ein gewichtiges Zeugnis, dass nach dem grossen Alamannensturm von 259/60 n. Chr., bei dem auch Aventicum zerstört wurde, keineswegs alles Leben dort zu Ende gewesen sein kann, ist das schon 1872 geborgene und nun erneut vorgelegte reiche Inventar eines spätrömischen Grabes (R. Degen, *Zu einem frühchristlichen Grab aus Aventicum*, S. 253ff.). Zwei Probleme untersuchte der Verfasser besonders: einmal die Zeitstellung und zum anderen die Frage: Handelt es sich um ein frühchristliches Grab? Akzeptiert man, dass es eine Christin war, die hier vor den Toren der Stadt ihre letzte Ruhe fand (besonders wegen des Glasbechers mit christlicher Inschrift), wird man bei einer allzufrühen Datierung innerhalb des 4. Jahrhunderts, zu der der Autor neigt, in gewisse Schwierigkeiten kommen. Vielleicht ist das Grab doch wohl erst nach der Mitte des 4. Jahrhunderts angelegt worden. Freilich lassen sich mit diesem vereinzelten spätrömischen Grab aus Aventicum noch keine so sicheren Anhaltspunkte für die Frage der Kontinuität von der Spätantike ins frühe Mittelalter gewinnen, wie dies an einigen Plätzen der Nordschweiz der Fall ist, und wie das K. Böhner in seinem Beitrag (*Spätrömische Kastelle und alamannische Ansiedlungen in der Schweiz*, S. 307ff.) gezeigt hat. K. Böhner untersucht anhand spätrömischer und frühgeschichtlicher Gräberfelder um Basel, Kaiseraugst und Windisch Totenbrauchtum und davon abgeleitet Rechtsstellung der ansässigen Romanen und der zugewanderten Germanen und kommt zu ganz ähnlichen Ergebnissen wie im fränkischen Rheinland: Das römische Bevölkerungselement bestand weiter fort, in seinen Gesittungen glich es sich allmählich den neuen Herren an. Die Rechtsstellung der Romanen innerhalb des soziologischen Gefüges der Germanen entsprach etwa der nur mit einem Sax ausgestatteten Germanen auf den alamannischen Gräberfeldern. K. Böhner sieht hier, wie auch andere Forscher, Halbfreie.

Diese Bemerkungen zu einigen thematisch zusammengehörigen Aufsätzen aus der römischen Epoche mögen die Fülle der angesprochenen Probleme gezeigt haben. In anderen Beiträgen der Vor- und Frühgeschichte ist dies kaum anders.

Günter Ulbert

Linzer Archäologische Forschungen, Bd. 2. – HORST ADLER, *Das Gräberfeld Linz–St. Peter*, Teil 1: Materialvorlage, 350 S., Text mit 638 Abbildungen, 32 Tafeln (Linz 1965).

Linzer Archäologische Forschungen, Bd. 3. – HORST ADLER, *Das urgeschichtliche Gräberfeld Linz–St. Peter*, Teil 2: Die frühe Bronzezeit, 141 S. Text, 65 Abbildungen (Linz 1967).

Das Gräberfeld Linz–St. Peter wurde anlässlich der Errichtung der Hermann-Göring-Werke, heute Vereinigte Österreichische Eisen- und Stahlwerke (VÖEST), während des Zweiten Weltkrieges zwischen 1937 und 1945 untersucht. Es lag westlich der ehemaligen Ortschaft St. Peter und enthielt Gräber der frühen Bronzezeit, der Urnenfelderzeit und der Hallstatt-C-Periode. Der einzige Gräberplan wurde wegen des Rüstungsbetriebes streng gehütet und ist dann durch Kriegshandlungen vernichtet worden. Aus der verwickelten Leidensgeschichte der Fundprotokolle und Grabungsverhältnisse ist wenigstens ersichtlich, dass es sich um 3 zeitlich verschiedene Friedhöfe, mehr oder weniger übereinander angeordnet, handelt. Ein ebenso trauriges Schicksal hat das Fundmaterial erlitten, das heute im Stadtmuseum Linz und im Stiegenhaus der Generaldirektion der VÖEST in Linz aufgehoben ist.

Im 1. Teil, also der Materialvorlage, die zum umfangreichen Band 2 herangewachsen ist, legt der Verfasser die Grabinventare vor, in Kapiteln nach Zeitstufen geordnet, wie er sie den genannten unglücklichen Verhältnissen mit kritischem Blick abgerungen hat; eine verdienstvolle Kärrnerarbeit. Das Studium wird dadurch angenehm erleichtert, dass den Beschreibungen die zeichnerischen Abbildungen auf der folgenden Seite gegenüberstehen. Die photographischen Abbildungen auf den Tafeln am Schluss des Bandes zeigen hervorragende Situationen und Fundstücke.

Im 2. Teil, der Bearbeitung des frühbronzezeitlichen Gräberfeldes von Linz–St. Peter – das ist der 3. Band der Linzer Archäologischen Forschungen – werden nun die frühbronzezeitlichen Grabfunde (die Bearbeitung der übrigen Materialien ist in Aussicht gestellt) einer eingehenden Behandlung unterzogen. Zunächst folgt die Zusammenfassung des einschlägigen Materials. Der Verfasser stützt sich dabei auf die Abbildungen in seinem 1. Teil. Im nächsten Kapitel stellt er die Methode vor, welche er am Gräberfeld ansetzen will; nämlich mit neuartigen Diagrammen eine frühbronzezeitliche Relativchronologie zu erarbeiten. Dafür schafft er sich die Grundlage mit Diagrammen der benachbarten Gräberbestände aus Bayern, Ober- und Niederösterreich und Mähren, wobei er nur die in einem besonderen bebilderten Kapitel genau umschriebenen, chorologisch und zeitlich eingestuften Bronze- und Knochenformen berücksichtigt. Damit kommt er zu 3 Objektgruppen und folglich zu 3 Zeitstufen, einer frühen Phase A_1, einer späten Phase A_1 und der Stufe A_2. Nach dem Diagramm hat in Bayern die späte Stufe von A_1 in Form der vollentwickelten Straubingerkultur am längsten gedauert. Im Bereich des Typus Unterwölbing (dazu gehört Gemeinlebarn) liegt das Schwergewicht dagegen in der frühen Stufe A_1. Während im Raum der Aunjetitzkultur Niederösterreichs und Mährens die Akzente bei der späten Phase von A_1, besonders von A_2, liegen.

Für die Beurteilung unseres Gräberfeldes kommt der Verfasser zum Schluss: bis auf wenige Ausnahmen lassen sich alle in Linz–St. Peter auftretenden Typen aus dem Osten ableiten. Am Ende der Glockenbecherzeit herrschen die gleichen Verhältnisse wie in Bayern; während der späten Phase von A_1 dringen kräftige Ausstrahlungen der Aunjetitzkultur nach Oberösterreich, wo sich aber auch Impulse der Straubingerkultur geltend machen. Die Einwirkungen der Aunjetitzkultur halten bis in die Stufe A_2 an. Das dürfte kaum anders zu erwarten gewesen sein, wo nach der Verbreitungskarte von Jan Filip nördlich der Donau die allmächtige Aujetitzkultur herrscht, südlich der Donau (von Ost nach West) aber Kisapostagkultur, Wieselburgergruppe, Unterwölbingertyp und Straubingerkultur folgen, zwischen den beiden letzteren unser Gräberfeld Linz–St. Peter.

Mit dieser gewichtigen Arbeit des Verfassers steht nach den jüngsten Versuchen von W. Torbrügge und R. Christlein wieder ein neuer Ansatz zur Stufengliederung der verzwickten Frühbronzezeit im bayerisch-österreichischen Donauraum zur Diskussion.

Benedikt Frei

WALTER DRACK, *Ältere Eisenzeit der Schweiz. Die Westschweiz: Kantone Freiburg, Genf, Neuenburg, Waadt und Wallis*. Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 4 (Birkhäuser Verlag, Basel 1964). 66 Seiten, 1 Karte, 40 Tafeln, 44 Abbildungen im Text.

Auf die Hefte 1–3, die den Kanton Bern behandeln, hat der Bearbeiter W. Drack ein weiteres Heft folgen lassen, in dem die Hallstattfunde des westlichen Teiles der Schweiz vorgelegt werden. Gegliedert nach den Kantonen Freiburg, Genf, Neuenburg, Waadt und Wallis, werden alle Funde in Zeichnung oder Fotografie abgebildet und im Katalogteil mit einer Darstellung der Fundumstände beschrieben.

Die Nützlichkeit und Notwendigkeit solcher Materialvorlagen ist längst erwiesen und bekannt, und es ist begrüssenswert, dass der Verfasser gerade die Hallstattzeit der Schweiz, zu der er sich auch in verschiedenen wichtigen Aufsätzen geäussert hat, als erste zur Publika-

tion auswählte. Gerade die Erforschung der Hallstattzeit hat im süddeutschen Nachbarland durch grosse und aufschlussreiche Grabungen in den letzten Jahren einen neuen Auftrieb erhalten und um die süddeutschen Ergebnisse in grösserem Zusammenhang sehen zu können, ist die Kenntnis des Fundmaterials der Nachbarländer unerlässlich. Dabei handelt es sich meist um Funde, die schon vor langen Jahren ergraben und gar nicht oder unzureichend publiziert und daher dem Fachmann nur schwer zugänglich sind. Die süddeutsche Forschung dankt es dem Verfasser daher ganz besonders, dass er sich neben seiner eigentlichen umfangreichen Tätigkeit als Denkmalpfleger noch der mühsamen Arbeit der Materialpublikation unterzieht. Der Rezensent, der sich selbst der Hallstattzeit verschrieben hat, erlaubt sich den Wunsch, bald auch die nördlichen Schweizer Kantone in der vorliegenden Weise publiziert zu sehen, die für den süddeutschen Raum als unmittelbares Grenzgebiet besonders wichtig und interessant sind. *Hartwig Zürn*

LOTHAR ECKHART, *Linzer Fundkatalog II*, Katalog der römischen Funde aus dem Grossraum Linz: Münzen (Linz, 1966) 180 S., Maschinenschr. vervielfältigt. (Linzer archäologische Forschungen, Sonderheft II. Herausgegeben vom Stadtmuseum Linz.) –

Ohne Kommentar breitet der Verfasser in einem Katalog von 453 Nummern die Fundmünzen von Linz vor uns aus. Genaue Fundangaben mit erschöpfenden Literaturhinweisen über die Fundumstände folgen den Münzbeschreibungen. Diese aber sind meistens ungenügend; häufig wird nur die Umschrift wiedergegeben ohne Hinweis auf das Münzbild. Das wirkt sich um so schlimmer aus, als der Verfasser verzichtet hat, die numismatische Literatur zu zitieren. So erfahren wir unter Nr. 68 über den Aureus des Traian – der einzigen Goldmünze neben einem Solidus des Anthemius – nichts anderes, als dass er 112 geprägt wurde. Dabei existieren aus der Prägeperiode 112–117 nach RIC bekanntlich 22 Typen. Eine tabellarische Anordnung des Katalogs, etwa nach dem Muster der «Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland», mit einer ganz knappen Beschreibung und einem zuverlässigen Zitat des einschlägigen Standardkatalogs hätte nicht nur viel Platz gespart, sondern wäre auch bedeutend übersichtlicher und präziser. Dass der Verfasser von numismatischer Arbeitsweise und Problemstellung unbelastet ist, zeigt auch das Register der in den Funden vertretenen Münzstätten; es weist nur jene Münzstätten auf, die in der Münzlegende explizit erwähnt werden. Sosehr Fundpublikationen zu begrüssen sind, sosehr enttäuscht der vorliegende Katalog; mehr als eine quantitativ-statistische Auswertung des Fundmaterials erlaubt er nicht. *H.-U. Geiger*

OTTO HOMBURGER, *Die illustrierten Handschriften der Burgerbibliothek Bern, Die vorkarolingischen und karolingischen Handschriften*, 10 Farbtafeln und 148 Abbildungen (Selbstverlag der Burgerbibliothek, Bern 1962).

Von jeder bedeutenderen Handschriftenbibliothek muss erwartet werden, dass sie neben ihrem wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Gesamtkatalog mit der Zeit auch eine illustrierte Publikation über ihre illuminierten Handschriften herausgibt und letztere dadurch erschliesst. Für Basel hat seinerzeit Konrad Escher diese Aufgabe gelöst, für die Frühzeit von St. Gallen verdanken wir Peter Meyer und Johannes Duft das entsprechende Werk, Joseph Schmid veröffentlichte «Schöne Miniaturen aus Handschriften der Kantonsbibliothek Luzern». Die Burgerbibliothek Bern hat nun vor sechs Jahren den ersten Band eines umfassenden, gründlichen Katalogwerkes herausgegeben, das als musterhaft bezeichnet werden kann. Sein Autor, der Kunsthistoriker Otto Homburger, ist leider seither verstorben (Pfingsten 1964), so dass ihn diese Anzeige, die zugleich ein dankbarer Zuruf hätte sein sollen, nicht mehr erreicht. Möge sie aber doch als Ermunterung an seine Nachfolger aufgefasst werden, auf dem eingeschlagenen anspruchsvollen Wege weiterzugehen. Allein der Umstand, dass auch heute nach so langer Frist eine Besprechung erfolgt, sollte zeigen, dass diese Arbeit einen sehr hohen und dauernden Wert besitzt.

Bern ist durch die Schenkung des aus der Pfalz zugewanderten Jakob Graviseth (1598–1658) in den Besitz eines bedeutenden Handschriftenbestandes gelangt. Dieser geht auf die Bibliothek des französischen Gelehrten und Diplomaten Jacques Bongars († 1612) zurück, dessen Erbe Graviseth gewesen war. Bongars seinerseits hatte namentlich Codices aus der Benediktinerabtei Fleury (= St-Benoît-sur-Loire), aus dem Elsass und der Champagne erworben. Neben diesen Bänden der «Bongarsiana» ist der Anteil, den die in der Reformation aufgehobenen bernischen Klöster zur Burgerbibliothek beigesteuert haben, recht bescheiden.

Unter den 55 Codices, die in diesem der Frühzeit gewidmeten ersten Band behandelt werden, sind als hervorragende Cimelien zu erwähnen: Codex 207, Lateinische Grammatiker des Altertums und des frühen Mittelalters, wohl in Fleury geschrieben mit reichem Initial- und Ornamentschmuck, der mit dem insularen Kunstkreis nahe Verwandtschaft aufweist, um 800 geschrieben. Codex 348, eine Evangelienhandschrift, vermutlich um 820 auch in Fleury entstanden, mit einer ganzseitigen eindrucksvollen Miniatur, welche in einer Doppelarkade in der Art von Kanonbögen die vier Evangelistensymbole und darüber die Hand Gottes zeigt. Codices 3/4, eine der grossartigen Turoner Bibeln, um 820/830 entstanden, von der Verwandte in Basel

und Zürich liegen. Codex 318 enthält neben einer Heiligenvita und der Fredegar-Chronik den berühmten Physiologus, der seither (1964) in einer eigenen, von Otto Homburger und Christoph von Steiger besorgten Faksimileausgabe herausgekommen ist, ein Hauptwerk der karolingischen Buchmalerei aus der Schule von Reims (2. Drittel des 9. Jahrhunderts). Codex 264 kann an Bedeutung mit der Physiologus-Handschrift wetteifern: es sind die Dichtungen des Prudentius, vor allem die Psychomachia, in der Bodenseegegend gegen Ende des 9. Jahrhunderts geschrieben und mit vielen figürlichen Darstellungen geschmückt, die zum Besten gehören, was in jener Zeit geschaffen wurde. Diese und auch die übrigen Codices sind mit zahlreichen Proben ihrer Schriften, Initialen und Illustrationen ausführlich in Text und Abbildungsteil behandelt. Indices der Autoren und Texte, der Provenienz, der Handschriften und von zum Vergleich herangezogenen Kunstwerken (hier ein kleines Versehen: der Herkunftsort der Silberschalen des Metropolitan Museum in New York heisst Kyrenia, nicht Kerynia) sowie eine Konkordanz der Codices erleichtern wesentlich die Benützung.

Nicht nur Kunsthistoriker, sondern auch Paläographen können erfreut feststellen, dass den Schrift- und Initialproblemen mit grösster Sorgfalt nachgegangen, dass ein besonders wertvolles Material für Schrift- und Stilvergleiche dargeboten worden ist. Dass die Zuschreibungen behutsam und mit profundem Wissen erfolgten, dafür bürgt der Name Otto Homburgers, der mit diesem Band der Stadt, in der er Zuflucht gefunden hatte, ein kostbares Gastgeschenk hinterliess, sich selbst und seiner Berner Zeit aber auch ein würdiges Denkmal setzte.

Schliesslich sei freudigem Dank darüber Ausdruck gegeben, dass die zuständigen Behörden die nötigen Mittel für die grosse Arbeit und deren angemessene Publikation zur Verfügung stellten. Das lässt hoffen, dass auch die Fortsetzung des Unternehmens gleich verständnisvoll und grosszügig gefördert wird. *D. Schwarz*

PETER ZIEGLER, *Die Ofenkeramik der Burg Wädenswil*, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 43, Heft 3 (132. Neujahrsblatt) (Zürich 1968).

Was uns Peter Ziegler vorlegt, ist ein Grabungsbericht der Ausgrabungen 1901/1904 und 1938/1941, den man früher nicht als notwendig erachtete (Seite 27, Fussnote 1). Die ersten Kapitel befassen sich mit der Burg und ihren Bewohnern, wobei erstere bereits im Jahre 1287 als «Castrum» erwähnt wird. Inventare aus dem Jahre 1550, als die Burg Zürich und Bubikon gehörte, geben Zeugnis von einer ritterlichen Wohnung jener Zeit. Es wird erwähnt, dass das Burgareal nicht vollständig untersucht wurde.

Im Mittelpunkt des Berichtes stehen die anlässlich der erwähnten Grabungen geborgenen Fundgegenstände. Wenn noch im Jahre 1941 eine namhafte Persönlichkeit die Funde als kaum erwähnenswert bezeichnete, so werden wir durch vorliegende Schrift eines besseren belehrt. Entsprechend ihrer Bedeutung findet vor allem die Ofenkeramik eine ausführliche Darstellung. Auf Grund überlieferter Baudaten ist der Autor in der Lage, zu sagen, wann die Öfen auf Schloss Wädenswil gesetzt worden sind, deren schönere Kacheln sich durch erstaunlich vielfältigen, reliefierten Bildschmuck auszeichnen. Die auf Wädenswil gefundenen Kachelbilder und Kacheltypen sind in einem durch saubere Strichzeichnungen illustrierten Katalog zusammengefasst. Neben der Ofenkeramik kommen auch die Metallfunde zu einlässlicher Darstellung; ferner fehlt auch nicht ein Hinweis auf die Knochenfunde, aus denen geschlossen wird, welche Haustiere ehemals auf der Burg gehalten wurden.

Wir dürfen dem Verfasser dankbar sein, dass er diese Arbeit übernommen und einen alten Bestand im Schweizerischen Landesmuseum bearbeitet und der Forschung zugänglich gemacht hat. *K. Heid* †

ELLEN J. BEER, *Die Glasmalereien der Schweiz aus dem 14. und 15. Jahrhundert* (Birkhäuser Verlag, Basel 1965), 268 S., 18 Farbtafeln, 202 Tafeln, 53 Vergleichsabbildungen auf Tafeln, Strichzeichnungen im Text. (= Corpus Vitrearum Medii Aevi, Schweiz, Band III).

Ein (allerdings reichlich später) Hinweis auf dieses sowohl inhaltlich wie durch seine sorgfältige Ausstattung beeindruckende Werk, das im Rahmen des von Hans R. Hahnloser ins Leben gerufenen und auf über 70 Bände geplanten *Corpus Vitrearum Medii Aevi* erschienen ist, darf in dieser Zeitschrift nicht fehlen[1]). In der Behandlung des Stoffes schliesst es an den von derselben Autorin schon 1956 publizierten ersten Schweizer Band des CVMA an, der den Glasmalereien des 12. und 13. Jahrhunderts gewidmet war und der damals als Pioniertat gewertet werden durfte, da es der erste im Rahmen dieses internationalen Gemeinschaftswerkes erschienene Band überhaupt war. Der nun vorliegende dritte Schweizer Band führt die Würdigung und Katalogisierung der zum grösseren Teil in der Westschweiz und im Kanton Bern beheimateten Glasgemälde fort bis zum Stichjahr 1480, wobei diese dem CVMA gesetzte zeitliche Grenze allerdings mit einigen der behandelten Scheiben (u.a. der Hl. Katharina aus Büren im Berni-

[1]) Über die Anlage und den derzeitigen Stand des Gesamtwerkes des «Corpus Vitrearum Medii Aevi» (CVMA) gibt die Rezension des vorliegenden Bandes von Georg Germann Aufschluss: Z. f. schweiz. Kirchengeschichte *60* (1966), S. 313 ff.

schen Historischen Museum) überschritten wird. Von der Behandlung ausgenommen sind die beiden bedeutendsten Glasgemäldezyklen des 14. und 15. Jahrhunderts in der ehem. Klosterkirche Königsfelden und im Berner Münster, denen der noch ausstehende zweite bzw. vierte Schweizer Band des CVMA vorbehalten ist.

Schwerpunkte der Arbeit werden deshalb durch die kleineren Zyklen im ehem. Zisterzienserkloster Kappel am Albis, in der Zisterze Hauterive, in der Pfarrkirche auf dem Staufberg und in der Stadtkirche von Biel gebildet, denen sich zahlreiche weitere Zyklen, Fragmente und Einzelscheiben an die Seite stellen, die zum Teil noch an ihrem ursprünglichen Standort (Frauenfeld-Oberkirch, Blumenstein, Köniz, Romont, Zofingen, Suhr, Basel, Oberarth, Zweisimmen, Meltingen, Constantine VD, Greyerz und Chapelle bei Moudon), zum Teil aber in den Museen von Basel, Bern, Chur, Freiburg, Genf, Lausanne, Neuenburg und Zürich erhalten geblieben sind. In einem Anhang werden als Nachtrag zu Band I die in den Jahren 1952 bis 1954 aufgefundenen Fragmente der Verglasung des ehem. Kluniazenserpriorats von Payerne und zwei Fragmente unbekannter Herkunft in der Schlosskapelle von La Sarraz behandelt.

Durch die Fülle seiner Informationen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, die zahlreichen guten Abbildungen und durch das gegenüber dem ersten Band erweiterte Register (das Monika Stucki-Schürer zu verdanken ist) erschliesst das Werk ein Kapitel schweizerischer Kunstgeschichte, das vordem zwar nicht unbekannt war, aber allzu lange im Schatten anderer Kunstzweige stand. Wichtige Ergänzungen des Bestandes gelangen der Autorin vor allem bei den Chorfenstern von Hauterive, von denen einzelne Teile im 19. Jahrhundert den Weg in in- und ausländische Museen fanden, wo deren Herkunft aber nicht immer bekannt war. In diesem Zusammenhang sei eine Berichtigung zu der Halbfigur eines Engels (Hl. Michael) aus Hauterive erlaubt (S. 83,99, Tf. 89), die sich heute im Victoria and Albert Museum in London befindet und von der die Autorin annimmt, sie habe sich seinerzeit in der Sammlung von Grossrat Friedrich Bürki in Bern befunden (vgl. Anm. 251). Die vorgeschlagene Identifizierung mit Nr. 31 des Auktionskatalogs, welcher der Autorin offenbar unbekannt geblieben ist, kann der unterschiedlichen Masse wegen nicht zutreffen (Catalog der Sammlungen des... Fr. Bürki. Auktion Basel (Kunsthalle), 13. Juni 1881ff., S. 14: «Scheibe mit St. Georg, den Drachen tötend, H. 58 cm, B. 46 cm»). Rahn (Erinnerungen an die Bürkische Sammlung. Zürich 1881, S. 24) gibt eine genaue Beschreibung der betreffenden Scheibe, in der es u.a. heisst, der hl. Michael sei dargestellt, «wie er, ein blondgelockter Jüngling, mit voller Rüstung angethan, den Satan überwindet». Das Londoner Fragment zeigt Michael dagegen als Erzengel mit Flügeln, Mantel und Kleid.

Die Angaben über den Erhaltungszustand der einzelnen Glasgemälde sind nach den Richtlinien des CVMA übersichtlich in gesonderten kleineren Abbildungen zusammengestellt. Wie gerade die Chorfenster von Hauterive überdeutlich zeigen, haben Restaurationen – vornehmlich im 19. Jahrhundert – oft verheerend in den Bestand eingegriffen und den ursprünglichen Zustand verunklärt oder gar völlig verändert. In manchen Fällen sind diese Veränderungen heute nur noch schwer zu erkennen. Ein gutes Beispiel gibt der Hl. Bischof aus Saint-Germain in Puntrut, der 1901 in sehr fragmentarischem Zustand in das Bernische Historische Museum gelangt ist (S. 155f., Tf. 141). Eine im Museum befindliche Photographie, die den Zustand vor der anschliessenden Restauration wiedergibt, zeigt, dass letztere noch stärkere Veränderungen bewirkt hat, als die Zustandsaufnahme auf Tafel 141 ahnen lässt, ist doch die ganze Baldachinarchitektur mit den treppenförmigen Streben mit Ausnahme einiger weniger Scherben, die über die ursprüngliche Komposition nur wenig aussagen, der Phantasie des Restaurators entsprungen.

Diese und wesentlichere Hinweise, wie sie etwa von Hans Wentzel (Kunstchronik 1966, 172–176) oder Max Grütter (Der Bund, Bern, 10. 6. 1966, Nr. 222) kritisch vorgebracht worden sind, können die Verdienste, die sich Ellen Beer mit der vorliegenden Publikation erworben hat, keineswegs schmälern. Und dies um so weniger, als die Kritiken der eben genannten Autoren nicht in allen Fällen ins Schwarze getroffen haben.

Heinz Matile

Luc Mojon, *Der Münsterbaumeister Matthäus Ensinger*, Studien zu seinem Werk (Berner Schriften zur Kunst, herausgegeben von Prof. Dr. Hans R. Hahnloser, Bd. X) (Benteli Verlag, Bern 1967), X und 107 S., 27 Strichklischees im Text, 41 Offsetbilder auf Kunstdrucktafeln, 8°.

An Luc Mojons «Ensinger» findet sich nichts zu tadeln, weder die Fragestellung noch die Durchführung, weder die Methode noch der Aufbau, weder die Darstellung in Sprache, Zeichnung und Photographie noch die Präsentation im Buch.

Matthäus Ensinger, Sohn des berühmteren Ulrich, geboren gegen 1390 in Ulm, gestorben ebenda 1463, hat als Hauptwerk das Berner Münster hinterlassen, das Mojon im Inventarband bearbeitet und 1960 vorgelegt hat. Ensinger gehört zu der ersten Generation von Architekten, wo das Interesse am überpersönlichen Bauwerk und das Interesse am persönlichen Stil der Hauptmeister sich die Waage halten. Mojon scheidet den süd-

deutschen Zeit- und Ortsstil genau vom persönlichen Stil Ensingers, was um so schwerer hält, als sein Schaffen in die Wende vom «weichen» zum «harten» Stil fällt; dann interpretiert er «strukturanalytisch» (das Wort ist in der These vermieden), und es gelingt ihm so, den Formenkanon, besonders der Gewölbe und Dienste, herauszuschälen und für Rekonstruktionen fruchtbar zu machen. Völlig neu sind in der Arbeit: die Rekonstruktion des von Ensinger in Bern geplanten Gewölbes, die Ausscheidung von Ulrich und Matthäus Ensingers Anteil an der Frauenkirche Esslingen, die Rekonstruktion der wohl 1436 begonnenen, gänzlich zerstörten Ordenskirche Notre-Dame de Ripaille in Savoyen, für die vielleicht erstmals nördlich der Alpen ein Modell angefertigt wurde, die sorgfältige Untersuchung von Matthäus Ensingers Anteil am Ulmer Münster und die Würdigung der Bildhauerarbeiten, vor allem des Neuenburger Kenotaphs, die von der Ende 1967 abgeschlossenen Basler Dissertation Alice Äschlimanns bestätigt wird. Mojon baut stark auf die 1938 von Otto Fischer geäusserte, auf Quellen gestützte Vermutung, Ensinger habe die Bildwerke zum Heilspiegelaltar des Konrad Witz geliefert. Die Berührung mit dem Maler soll die Wende und die Prägung des «harten» Stils bestimmt haben. Das spiralig gebaute Standbild des Grafen Konrad von Freiberg (gest. 1424) zeige den älteren Stil, der breitbeinige Sohn Johannes (entstanden um 1435/1440) den späteren Stil.

Hier wie in den architekturgeschichtlichen Teilen zeigt sich Mojon als Kenner der spätgotischen Kunst und Kunstsoziologie zwischen Bauhütte und Zunft.

Georg Germann

LUCAS HEINRICH WÜTHRICH, *Register zu Merians «Topographia Germaniae»*. Verzeichnis der abgebildeten Orte, der Ausgaben und der Künstler (Bärenreiter-Verlag, Kassel und Basel 1967), 110 S. 4°.

Die Kasseler Faksimileausgabe der 16bändigen *Topographia Germaniae* Merians findet in dem vorliegenden Registerband ihren Abschluss. Er beschränkt sich fast ausschliesslich auf die abgebildeten Kupferstiche und verzichtet bewusst auf die zahllosen, in den Texten erscheinenden Ortsnamen. Wer ausnahmsweise nach einem nicht abgebildeten Ort zu suchen hat, kann diesen immer noch in den alten Registern der einzelnen Bände finden.

Der Wandel der politischen Verhältnisse, nicht nur im Laufe der über drei Jahrhunderte seit dem Erscheinen, sondern insbesondere auch die grundlegenden Veränderungen in den verflossenen letzten Jahrzehnten haben auch eine Neuausgabe des Auflagenverzeichnisses notwendig gemacht. So vorzüglich die 1896 erschienene Bibliographie von C. Schuchhard (Centralblatt für Bibliothekswesen, 13. Jahrgang, Heft 5/6), die sich immer wieder bewährt, auch gearbeitet war, so schien es doch an der Zeit, sie dem heutigen Stand der Merianforschung anzugleichen. Der neuen Auflagenübersicht wird eine auf Schuchhard bezügliche Nummernkonkordanz angeschlossen.

Voraus gehen die dem wissenschaftlichen Apparat gemässe Wegleitung für den Benutzer. Den Hauptteil nimmt das Verzeichnis der abgebildeten Orte ein. Dabei sind, ohne Aufteilung in die einzelnen Länder, auch diejenigen altertümlichen und inzwischen abgekommenen Ortsnamen berücksichtigt, die auf den heute gültigen Namen verweisen, ebenso wie die fremdsprachliche Schreibweise in ausserdeutschen Sprachgebieten (Elsass, Südtirol und insbesondere Osten), wobei immer die einstigen deutschen Bezeichnungen in ihrer modernen Schreibweise massgebend bleiben.

Mit aller Ausführlichkeit sind die Auflagen der einzelnen Bände aufgeführt, angefangen mit den acht des zuerst erschienenen Bandes der Schweiz und abschliessend mit den vier des 16. Bandes über die Niederlande und Burgund. Daran schliesst sich die umfängliche Bibliographie der Bände Frankreich, Rom und Italien an, nebst den beiden Ausgaben des alten Registers. So ergibt sich bei der Durchnumerierung eine Gesamtzahl von nicht weniger als 88 Ausgaben, aus der die ausserordentliche Arbeitsleistung erhellt, die der Merian-Verlag im Laufe der Jahre an den Tag gelegt hat.

Zieht man im Künstlerverzeichnis auch die vielen Maler ab, nach deren Werken im Frankfurter Verlag Kopien hergestellt wurden, so ist doch die Fülle der Künstler erstaunlich, die vom Verlag zugezogen wurden und mit denen er sich auseinanderzusetzen hatte. Der kommenden Forschung bleibt es überlassen, weitere Namen von Schöpfern der zahllosen Vorlagen zu eruieren. Bei den dem Künstlerverzeichnis beigefügten Literaturangaben beschränkt sich Wüthrich auf die Hinweise bei Thieme-Becker und die Schweizer Lexika (SKL, HBLS).

Das neue Register wird sich als unentbehrliche Ergänzung zu den Listen von Friedrich Bachmann in seinem Buch der «Alten Städtebilder» erweisen (Neuausgabe bei Hiersemann in Stuttgart 1965). Format und Textanordnung entsprechen dem der Faksimileausgaben.

M. Schefold

HANS-RUDOLF HEYER, *Gaetano Matteo Pisoni. Basler Studien zur Kunstgeschichte*, herausgegeben von Joseph Gantner, Neue Folge Band VIII, 219 S. mit 109 Abb. (Francke Verlag, Bern 1967).

Der durch die Erbauung der St.-Ursen-Kathedrale in Solothurn bekanntgewordene Asconeser Architekt

Pisoni erfährt durch den als Inventarisator der Kunstdenkmäler des Baselbiets wirkenden Gantnerschüler Hans-Rudolf Heyer eine umfassende neue Würdigung. Die biographischen Angaben, die über das bereits Bekannte kaum hinausführen (man vergleiche die Ausführungen von J. J. Amiet 1865, F. Schwendimann 1928 und den Artikel von D. Burckhardt-Werthemann im Schweizerischen Künstler-Lexikon 1908), sind bewusst knapp, dafür präzis und hypothesenlos gehalten. Um so ausführlicher kommt das Werk zur Sprache. Es besteht vor allem aus drei Kirchenbauten: der Kathedrale St-Aubain in Namur, der Kirche St-Jean l'Evangéliste in Lüttich (für Pisoni erstmals in Anspruch genommen) und dem Solothurner Neubau. Unter dem Titel «Formensprache» gibt Heyer eine Stilinterpretation der Pisonibauten. Es wird nachgewiesen, dass sich Pisoni zur römischen Architektur des Frühbarocks bekannte, wie sie sich in St. Peter und Sant'Andrea della Valle offenbart. Den klassizistischen Ideen seiner eigenen Zeit brachte er ebensowenig Sympathie entgegen wie der reinen Nachahmung der Antike. Pisoni ist ein typischer Vertreter des akademischen Barocks des 18. Jahrhunderts. Neue Vorbilder zu liefern und von seinen eigenen Vorbildern abweichende Ideen zu schaffen, hielt er nicht für nötig. Was ihm vorschwebte, war eine verbesserte traditionelle römische Barockarchitektur.

Massgebendes sagt Heyer im Abschnitt «Stellung und Bedeutung». Er leistet zur Klärung des komplexen Wortbegriffs «Klassizismus» einen nützlichen Beitrag. Pisoni wird als Vertreter des «spätbarocken Klassizismus» eingestuft, der vom «französischen Frühklassizismus des 17. und 18. Jahrhunderts» beeinflusst ist. In diesem Zusammenhang kommt es zum Vergleich mit Soufflot, der Pisonis Projekt für Lüttich positiv begutachtete und damit dessen Ausführung beförderte. Pisoni gibt sich als Gegner jeder modernen Strömung, als Reaktionär gegen das Rokoko und gegen den die Romantik vorbereitenden Frühklassizismus. Was die Franzosen schon zuvor in der Perfektionierung des Frühbarocks erreicht hatten, erstrebte Pisoni gute hundert Jahre später nochmals. Seine Schöpfungen wirken demzufolge örtlich wie zeitlich als – wenn auch durchaus positiv in Erscheinung tretende – Fremdkörper in ihrer Umgebung.

Die begriffsklärende Leistung Heyers tritt über die monographisch-biographische hinaus. Die letztere wird unterstützt durch leicht zu benützende Verzeichnisse, Register und einen an Umfang und Auswahl gleich beachtlichen Abbildungsteil. Es sind in diesem viele bisher unbekannte und unpublizierte Architekturskizzen enthalten. Nicht allein wegen der umfassenden Quellenkenntnis, sondern auch dank seiner klaren und gepflegten Ausdrucksweise versteht es Heyer, den Erörterungen stilgeschichtlicher Probleme Bedeutung zu verleihen. *Wüthrich*

Rudolf Riggenbach (Gedenkschrift). Herausgegeben von der Freiwilligen Basler Denkmalpflege durch PAUL-HENRY BOERLIN und WOLFGANG D. WACKERNAGEL (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1965), 108 S., zahlreiche Abbildungen.

Die als Separatausgabe erschienene «Beilage zum Jahresbericht 1961–64 der Freiwilligen Basler Denkmalpflege» verdient wegen der ausgesucht gepflegten und originellen Art der darin vereinigten 19 Aufsätze Beachtung. Rudolf Riggenbach (gest. 1961), ein in seinem Lebenskreis bekanntes und verehrtes «Original», daneben ein eigenwilliger und gelegentlich schwieriger Mensch, ist eine späte Ehrung zuteil geworden, wie sie – entsprechend seiner Person – einmalig ist. Nicht in erster Linie dem Wissenschafter und Denkmalpfleger ist die Schrift gewidmet, obwohl auch diese Seite seines Wesens in mehreren Beiträgen gestreift wird, sondern dem Menschen Riggenbach, so wie er sich in der Erinnerung seiner Freunde und Fachgenossen und auch der Bürger seiner Vaterstadt erhalten hat. Speziell erwähnt sei der letzte Beitrag von Michael Stettler, in dem ein Nichtbasler mit ausgefeilten und wohl gezielten Worten Riggenbachs Erscheinung liebevoll und kritisch offen zugleich analysiert. Die zahlreichen Bilder atmen Baslerische Atmosphäre und sind in ihrer Originalität dem Gehalt der meisten Aufsätze angepasst. Riggenbach wird das vielseitige, in seinen Grundtönen aber einstimmige Panegyrikum an dem Ort, wo er jetzt ruht, mit befriedigtem Schmunzeln entgegennehmen und gleichzeitig die Herausgeber und Kontribuenten ins Land, wo der Pfeffer wächst, verwünschen: – nicht um sie zu verurteilen, sondern um freundschaftlich mit ihnen zu bankettieren und sie zwischen den Bissen, der Wahrheiten wegen, die sie über ihn verbreitet haben, beissend abzukanzeln. Über Riggenbachs bleibendes Werk als Denkmalpfleger und Kunsthistoriker äussern sich Rudolf Suter, Alfred A. Schmid, Joseph Schlippe (Freiburg i. Br.), Hanspeter Landolt und Joseph Gantner. *Wüthrich*

Karl Dick 1884–1967, herausgegeben von HANS GÖHNER, mit Beiträgen von WOLFGANG BESSENICH, WILHELM BARTH und WILHELM ALTWEGG (Schwabe & Co., Verlag, Basel/Stuttgart 1967), 236 S. Bildband.

Unter den namhaften Basler Malern der grossen Zeit des beginnenden 20. Jahrhunderts zählt zu Recht auch der im vergangenen Jahr verstorbene Maler Karl Dick, wiewohl er neben Paul Basilius Barth, Numa Donzé,

Jean Jacques Lüscher, auch Hermann Meyer und Eduard Niethammer nach seinem in diesem Band sehr schön ausgebreiteten Werk zu schliessen die weniger markante und eigenwertige Künstlerpersönlichkeit vorstellt. Der von Freunden Dicks publizierte Band ist in erster Linie als Erinnerungsbuch und nicht als abschliessende künstlerische Wertung zu betrachten. Das Dicksche Œuvre zeigt keine ausgeprägten Entwicklungsstufen, es entbehrt in dem gebotenen Überblick nicht einer spürbaren inneren und äusseren Monotonie. Sein Bestes leistete der ehemals aus Südbaden zugewanderte Künstler im Porträt und in der Landschaft, wobei die Aquarelle lichtvolle Effekte zwischen die eher schweren Ölbilder setzen. Es wäre wünschenswert, wenn auch die übrigen Vertreter der «Basler Klassik» mit gleichgearteten Bildbänden geehrt würden, schon deshalb, um Dick nicht im Urteil der Nachwelt zu einem kaum gerechtfertigten Übergewicht kommen zu lassen.

Wüthrich

MICHAEL STETTLER, *Neues Bernerlob*, Versuche zur Überlieferung. Schriften der Berner Burgerbibliothek (Verlag Stämpfli, Bern 1967), 244 Seiten, 54 Tafeln.

In ansprechender Aufmachung wird hier ein Korb voll reifer Früchte eingebracht. Eine Sammlung von Aufsätzen, die durch ihre gepflegte Sprache und den literarischen Stil als wahre Kabinettstücke der Prosakunst zu betrachten sind, wie man das von früheren Publikationen des Autors gewöhnt ist. Der Bogen um das Thema Bern spannt sich von der Denkmalpflege über literarische Miniaturen bis zu persönlichen Familienerinnerungen. Von den acht Aufsätzen, die meist durch treffende Quellenzitate an Relief gewinnen, seien hier zwei herausgegriffen. Die durch soziologische Veränderungen bedingten baulichen Eingriffe in die Altstadt hat der eine zum Gegenstand («Eingriffe ins Berner Stadtbild»). Stettler erkennt, dass solche Eingriffe nicht zu verhindern sind, doch möchte er sie besser, taktvoller, liebevoller vornehmen und Gestaltungsmöglichkeiten suchen, die von den Voraussetzungen dieses einen Stadtbildes ausgehen und die die Einzigartigkeit von Bern als baulichem Monument erhalten. Anhand von zehn Beispielen zeigt er die Sünden dieses und des letzten Jahrhunderts auf, weist aber auch auf Lösungen hin, die man als geglückt betrachten kann und an denen er selbst nicht ganz unbeteiligt war. Dabei geht es ihm um die grösstmögliche Wahrung der Substanz. Um den «Schutz der Altstadt morgen» besser zu gewährleisten, schlägt er vor, die Häuser in drei Kategorien einzuteilen: Zuerst Häuser, die «nicht zu halten, von Grund auf zu erneuern sind, unter Wiedererrichtung der Fassade in den überlieferten Formen im Interesse des Gassenraums». Eine zweite Gruppe sollte den Grossteil der Altstadthäuser bilden; durch bauliche Sanierung und Modernisierung der sanitären Einrichtungen könnten hier in erster Linie neue Wohnräume gewonnen werden. Als letzte Kategorie sieht Stettler die Kleinodien der Altstadt vor, die ohne jeglichen Substanzverlust erhalten werden müssen.

In «Hommage à Thoune» würdigt der Verfasser eine der entzückendsten Sehenswürdigkeiten der Aarestadt: das von Marquard Wocher von 1808 bis 1814 gemalte Panorama, das im letzten Jahrhundert in einem eigenen Rundbau in Basel besichtigt werden konnte und seit einigen Jahren zu einem Anziehungspunkt in Thun selbst geworden ist. Dieses Panorama ist ein wichtiges topographisch-zeitgeschichtliches Dokument und zugleich ein Beispiel für eine gelungene, ins Riesenhafte gesteigerte Miniatur. Dem Verfasser gelingt es in feiner Weise, die Strahlungskraft des Rundbildes einzufangen, die sich allerdings nur am Original selbst richtig spüren lässt. In knappen, präzisen Strichen skizziert er die Darstellung, die sowohl die Nähe, das Detail wie die Ferne bruchlos zu verbinden und künstlerisch zu meistern versteht. Er geht auf die Entstehungsgeschichte und auf die technische Herstellung ein, schildert dann die Wirkung und das Schicksal des Panoramas, bis es 1961 im neuen Backsteinrundbau im Schadaupark bei Thun der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden konnte.

H. U. Geiger

ERNST GULDAN, *Eva und Maria, eine Antithese als Bildmotiv*, 376 S., 197 Abbildungen (Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Graz–Köln 1966).

Es liegt hier eine sehr bedeutende ikonologische Studie vor, die bei umfassender Kenntnis der theologischen Grundlagen (patristische und scholastische Spekulation, liturgische Texte und Hymnen, homiletische und asketisch-mystische Literatur, daneben Dantes Divina Commedia) die bildhafte Gestaltung der Antithese der beiden Muttergestalten des Alten und Neuen Bundes untersucht und in einfühlender Deutung auch den Verästelungen des Themas nachgeht. Prägnante Formulierung, klare Gliederung und vorsichtig abwägendes Urteil kennzeichnen das Werk.

Guldan geht aus von den beiden ersten in Bild und Text klar fassbaren Formulierungen der Eva–Maria-Antithese im bernwardinischen Kunstkreis, dem «Kostbaren Evangeliar» und den Erztüren des Hildesheimer Doms. Während die theologischen Grundlagen bereits in der frühen Väterzeit durch Justin, Tertullian und Zeno von Verona ausgebildet waren, hat die frühchristliche Kunst das Thema erst zögernd und versteckt angeschlagen, besonders mit der Gegenüberstellung des Sündenfalls und der Magieranbetung auf konstantinischen Sarkophagen. Die östliche Kunst stellt öfters ein Ma-

rienmotiv im Zusammenhang mit der Befreiung der Stammeltern aus dem Hades dar und entwickelt Sonderformen in den Buchillustrationen zu den Marienhomilien des Mönches Jakob (12. Jh.), zeigt aber im ganzen gesehen nur zaghafte Ansätze, so dass die eigentliche Ausgestaltung der Antithese der westlichen Kunst des Mittelalters vorbehalten bleibt.

Im typologischen Bildkreis wird die Parallele der Erschaffung Evas und der Geburt der Kirche aus der Seitenwunde des Gekreuzigten von der «Bible moralisée» herausgebildet und in den Armenbibeln weiter ausgesponnen. Besonders fruchtbar als «typus per oppositionem» ist die Gegenüberstellung der Verkündigung an Maria zur Verführung Evas, zum Sündenfall, zur Verfluchung der Schlange und zur Vertreibung aus dem Paradies, während die übrigen Szenen des Marienlebens im allgemeinen selten zur Antithese mit der Stammutter des Menschengeschlechtes benützt werden, ausgenommen die Himmelfahrt und Krönung Mariä in den Zeitaltern der Renaissance und des Barocks.

Der zunehmend mariologischen Ausdeutung des Protoevangeliums (der Autor benutzt stets den ungewohnten Ausdruck Protevangelium) und der Sonnenfrau der Apokalypse entspricht die Ikonologie der Schlangentreterin und der Immaculata. Einige Variationen der Antithese treten in den eher kurzlebigen Themen der Einhornjagd, der Trifoni, der flämischen Barockkanzeln u.a. auf; landschaftliche Sonderformen stellen die Trumeau-Madonna der französischen Kathedralplastik, die liegende, mit Fell bekleidete Eva zu Füssen der thronenden Madonna (Lorenzetti-Typ) in Italien, das lebende Kreuz und der Baum mit den zweierlei Früchten in den Alpenländern, die Erscheinung Christi mit den befreiten Stammeltern vor Maria am Ostermorgen nach einer Vision der spanischen Mystikerin Sor Isabel de Villena und der «Vasari-Typ» des italienischen Manierismus (Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau über den an den Baum der Erkenntnis gefesselten Stammeltern), eine Bildform, die im süddeutschen Barock (z.B. bei Wannenmacher) wieder aufgenommen wird. Guldan begnügt sich nicht mit der Darstellung der ikonologischen Entfaltung der Antithese bis zum Ende des Barocks, sondern zeigt in einem Ausblick auch die wesentlichen Linien der Gestaltung im 19. Jahrhundert und in der modernen Kunst auf. Die Fülle des Gebotenen verbietet eine vollständige Aufzählung, es geht hier lediglich um die wesentlichen Entwicklungen.

Die Erläuterungen des vorzüglich ausgestatteten Tafelteils beschränken sich auf die stilistische Einordnung, die Darlegung der noch ungeklärten Probleme sowie die gesonderte Anführung der Literatur. Die eigentlichen Bildbeschreibungen, auf die jeweils deutlich verwiesen wird, sind im Textteil zu finden. Durch die Gliederung in die einzelnen Kapitel wird die Bibliographie der marianischen Ikonographie sehr gut benützbar. Namen- und Sachregister sowie ein Verzeichnis der ikonologisch bedeutsamen Bibelstellen erleichtern die Benützung des Werkes zusätzlich. *W. K. Jaggi*

OTTO MITTLER, *Geschichte der Stadt Baden.* 2 Bde. (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1962–1965) Band I 416 Seiten, 25 Abbildungen, 1 Farb- und 36 Schwarzweisstafeln; Band II 427 Seiten, 45 Abbildungen, 1 Farb- und 40 Schwarzweisstafeln.

«Baden darf dank seiner Rolle als Verkehrsknoten, als Bade-, Konferenz- und Tagungsort, in neuester Zeit als Industriezentrum, sich einer Vielfalt der Entwicklung und einer Bedeutung erfreuen, wie sie kaum einer andern Kleinstadt der Schweiz zuteil geworden sind.» Mit diesen Worten, die der Verfasser im Vorwort zum ersten Band schreibt, zeigt sich die Notwendigkeit, die Vergangenheit einer zwar kleinen Stadt grossangelegt aufzuzeigen. Gewiss lag schon 1879 die umfangreiche «Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden» von Bartholomäus Fricker vor, doch haben neue historische Forschungen und Theorien, wie auch achtzig bedeutende Jahre, die aus der Bäderstadt ein Industriezentrum werden liessen, nach einer neuen Darstellung gerufen. Der Einwohner- und Ortsbürgergemeinde Baden stand dafür in Otto Mittler der geeignete Historiker zur Verfügung.

Viele Funde, die seit dem letzten Jahrhundert gemacht werden konnten, ermöglichten es, den römischen Vicus Aquae Helveticae zusammenfassend darzustellen. Sachlich wird im ersten Kapitel über das Wissen und die Unkenntnis berichtet, die mit den dunkeln Anfängen einer «Stadt»-Gründung zusammenhängen, bei der wissenschaftliche Kontroversen nicht ausbleiben können. Die Freilegung des Römerbades im Frühjahr 1967 bestätigt nunmehr die Existenz der frühen Thermenanlagen, wie dies der Verfasser schon im besprochenen Werk angab. Von der Geschichte der alamannischen Besiedelung bis zur Erwähnung als Stadt in der Urkunde Albrechts von 1298 kann wenig berichtet werden, da Quellen und Urkunden der vorstädtischen Zeit wohl beim Archivbrand im Jahre 1369 verlorengingen. Mit der Stadtgründung aber reissen die Nachrichten nicht mehr ab, und wir erhalten in mehreren Kapiteln ein immenses Material vorgesetzt, aus dem Badens Entwicklung von der österreichischen Ära bis zum Dreissigjährigen Krieg hervorgeht: vieles wurde vom Verfasser selbst erforscht, wobei vor allem die kirchliche Seite zu erwähnen ist. Neben politischen, verwaltungstechnischen und sozialen Aspekten ergänzen Kultur- und Kunstgeschichte das Bild. Anmerkungen, Ämter-

listen und ein ausführliches Namen- und Sachregister beschliessen den ersten Band.

Der zweite Band führt in siebzehn Kapiteln durch drei Jahrhunderte bis in die Gegenwart. Mit dem Bauernaufstand von 1653 und dem Ersten Villmergerkrieg durchlebt man gleich eine für Baden kritische Zeit, die ihre sichtbare Auswirkung in den Befestigungsanlagen hatte. Der Tagsatzungsort mit seiner Bindung an die katholischen Orte wurde 1712 von den neugläubigen Siegern gedemütigt und stark geschröpft. Die grosse politische Rolle Badens war ausgespielt, und selbst als Hauptort eines Kantons, dem es zur Zeit der Helvetik den Namen geben durfte, fühlte es sich keineswegs wohl. In weitern Kapiteln zeigt Otto Mittler, stets gut mit Quellen fundiert, die Entwicklung der Stadt im Kanton Aargau: Neuordnung, Aufbau und Ausbau, aber auch Rückschritte, wie die Abtrennung von Ennetbaden und die Liquidation des Kunsterbes. Mit dem sachlichen Bericht über die Klösteraufhebung im Aargau, die auch Baden betroffen hat, wird uns eine beschämende Phase aargauischer Politik in Erinnerung gerufen. Der Aufschwung Badens zu einem Industriezentrum von Weltruf begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die betreffenden Kapitel sind nicht nur von lokalem Interesse, sondern führen uns in die gesamtschweizerische Entwicklungsgeschichte des Eisenbahnwesens und der Industrialisierung. Dabei wird allerdings der Rahmen einer Stadtgeschichte gesprengt. Mit der modernen Wandlung verbunden sind die Probleme der Infrastruktur und die Anpassung der Stadt als Kurort an die veränderten Bedingungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Im Kapitel über Theater und Musik kehrt man kurz ins Mittelalter zurück, um in einer Übersicht auch hier eine grosse Rolle Badens im kulturellen Leben der Schweiz mitzuerleben. Mit der kulturellen und sozialen Entwicklung der letzten hundert Jahre, die das persönliche Anliegen des Verfassers, die Schaffung einer – inzwischen verwirklichten – Badener Kantonsschule, einschliesst, klingt der zweite Band aus. Viktor Rickenbach zeichnet im Schlusskapitel die Probleme der Gegenwart, die über den Stadtrand hinaus in die Region weisen. Der Anhang bringt wiederum einen wissenschaftlichen Anmerkungsteil, Ämterlisten und ein Register. Erscheint schon der erste Band in der Aufmachung und an Illustrationen mustergültig, so wird er in diesen Belangen vom zweiten eher noch übertroffen. *Roman W. Brüschweiler*

MAX SCHEFOLD und HELLMUT PFLÜGER, *Ulm. Das Bild der Stadt in alten Ansichten* (Anton H. Konrad, Verlag, Weissenhorn 1967), 108 Seiten, 111 Abbildungen und 14 Farbtafeln.

Ulm besass nie überragende eigene Porträtisten seines Stadtbildes. Es war künstlerisch von Augsburg abhängig. Dagegen verfügt es über eine grosse Zahl von Bilddokumenten zweiten Ranges, die uns das Aussehen der Stadt seit der Spätgotik vorzüglich belegen. Diese Bilder einem weiteren Kreis vorzuführen, war wohl der von den Herausgebern verfolgte Hauptzweck.

Das älteste zeichnerische Zeugnis ist ein mit 1399 zu datierender Pergamentriss des Münsterturms von Ulrich Ensinger. Die vollständigen Ansichten stammen wie bei so vielen anderen Städten zuerst aus Schedels Weltchronik (1493), dann aus Braun-Hogenberg (1572), Sebastian Münster (1574, Holzschnitt von Hans-Rudolf Manuel) und von M. Merian (zuerst 1638). Dazwischen sind zu nennen die Belagerungsdarstellungen von Georg Rieder d. Ä. (1554, Öl auf Holz), eine Radierung Georg Rieders d. J. (1570), eine solche von Jonathan Sauter (1593) und eine Vogelschau von 1597 (Tusche kol.). Nach Merian beginnt die Vertiefung ins Detail: Münster, Rathaus, Schwörhaus usw. Im 17. Jahrhundert leuchtet ein Ölbild von Jonas Arnold auf, im 18. und frühen 19. Jahrhundert sind es einfache Werke von Nikolaus Kleemann und die vorzüglichen Umrißstiche in Aberlimanier von Johannes Hans. An Schweizer Künstlern treten auf Johann Peter Fehr aus St. Gallen (um 1795) und der wegen seiner schwarzen Konturen sehr typische Jakob Eggli (1812–1880).

Der gut lesbare und qualifizierte Text Schefolds hält sich weitgehend an die reproduzierten Bilder und verfolgt anfänglich konsequent, später weniger, das chronologische Prinzip, das sich bei solchen Arbeiten als das zweckmässige anbietet. Leider ist das bei den Abbildungen selbst nicht der Fall. Im Text wird auf sie nicht mit ihrer Nummer verwiesen, womit Text und eingestreute Abbildungen auseinanderklaffen. Der stadttopographische Teil von Hellmut Pflüger zeugt von grosser Kenntnis der Baugeschichte Ulms, hält sich auch strikt ans Thema, liefert aber beispielsweise über die Künstler nichts und vergisst auch die Masse der Bilddokumente. Mit einer Nummer wird auf Schefolds «Alte Ansichten aus Württemberg» (Stuttgart 1956/57) verwiesen, wo nähere Angaben vorhanden sind. Aber in dieser Publikation sind nicht alle hier berücksichtigten Bilder zu finden; zudem ist es immer ungünstig, ein Buch von einem anderen abhängig zu machen. Die Bilder zur Umgebung Ulms, die eigentlich nicht zum Thema gehören, bleiben unkommentiert. Unter Berücksichtigung der hier kritisierten Punkte hätte sich leicht ein auch für die Kunstwissenschaft besser benutzbares Buch herstellen lassen. Die technischen Möglichkeiten dazu waren vorhanden, wie der sorgfältige Satz und die einwandfreien Abbildungen zeigen. *Wüthrich*

GEORG GERMANN, Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Band 55. *Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau*, Band V. Der Bezirk Muri (Birkhäuser Verlag Basel 1967).

Der Kunstdenkmälerband von Georg Germann dürfte auf die zukünftige Inventarisationsarbeit nicht ohne beispielhaften Einfluss bleiben. Die strengen methodischen Prinzipien, welche der Autor immer wieder im Gespräch erörtert und zuletzt in einem «System der Kunsttopographie» geometrisch scharf formuliert hat, sind im vorliegenden Band so vollkommen in die Praxis umgesetzt, dass sie wie aus der praktischen Arbeit abgeleitet erscheinen: Reflexion und Tat stehen in einem denkbar glücklichen Verhältnis.

In Anspielung auf die scholastische «Scientia ancilla theologiae» nennt Germann die Kunsttopographie eine Magd der Kunstwissenschaft, welche ihre Schönheit aus dem Bewusstsein ihrer Dienstbarkeit bezieht. Germanns Kunstdenkmälerband ist demnach ein Quellenwerk der Kunstwissenschaft, bestehend aus Regesten, Beschreibungen und Abbildungen.

Die Regesten werden so dargeboten, wie es ihr beschränkter Zweck innerhalb der Kunsttopographie verlangt, hingegen so ausgewählt, dass sie nicht nur der Interpretation der erhaltenen Kunstwerke, sondern auch andern Zwecken, nicht zuletzt der Auswertung durch benachbarte Wissenschaften, dienen. So stellt Germann zum Beispiel unter dem Titel «Abt Plazidus Zurlauben als Bauherr» Exzerpte aus dessen Rechnungsbüchern zusammen, welche ebenso den Wirtschaftshistoriker wie auch den über sein Fach hinausblickenden Kunsthistoriker interessieren.

Germanns Beschreibungen verraten nicht nur den Sehenden, sondern auch den Wissenden. Ein Kunstwerk sinnvoll beschreiben kann nur, wer ausser dem besonderen Werk auch die Funktion, den Typus, den Inhalt, das Material, die Technik, die stilistische Zugehörigkeit, Zeit und Ort der Entstehung kennt. Eine noch so exakte Beschreibung müsste ohne solche dem Autor wie dem Leser bekannte Vergleichspunkte nichtssagend und leer bleiben.

Die Abbildungen setzt Germann so ein, dass sie in ihrer Abfolge Zeit und Raum suggerieren. Die reichste Bilderfolge dieser Art evoziert die Klosterkirche Muri in ihren Bauepochen und in ihrer Ausdehnung. Den romanischen Kirchenbau, zur guten Hälfte im heutigen Bau erhalten, bezeugen Grabungsplan und -photographie, Turmschnitt und vier wesentliche Aufnahmen der Krypta (Abb. 165–172). Ein auf 1270 datierbares Werkstück (Abb. 173) gibt Kunde von geringer Bautätigkeit zwischen Romanik und Spätgotik. Bedeutender erscheint das spätgotische Sterngewölbe im Chor (Abb. 175). Der hervorragende Barockbau wird durch eine Projektskizze, wahrscheinlich von Caspar Moosbrugger (Abb. 176) angekündigt und dann durch Längsschnitt, Grundriss, Baukörper, Flanke, Portal, innere Westwand, Oktogon und eine ganze Reihe von Gewölbeaufnahmen erlebbar gemacht (Abb. 178–191). Zum Schluss füllt sich der beschworene Raum mit der prunkvollen Ausstattung: Altäre, Abtthron, Kanzel, Chorgestühl, Orgel und Gitter (Abb. 195–220).

Das Register ist ein Buch im Buch und mit höchster Umsicht und Sorgfalt gemacht. Ist es doch für die verschiedensten Leser die einzige Einstiegsmöglichkeit ins Buch vom jeweiligen speziellen Interesse her. Das passive System der Alphabetisierung hat Germann mit sinnvollen Ordnungen durchsetzt. So steht zum Beispiel jeder Künstler und Handwerker primär unter seinem Namen, darüber hinaus aber unter dem Ort, aus dem er stammt oder für den er gearbeitet hat und unter seiner Handwerkergruppe (Architekten, Steinmetzen, Zimmerleute, Schreiner, Bildhauer, Goldschmiede, Glasmaler, Restauratoren). Die nur mit Initialen bekannten Künstler, meistens Goldschmiede, sind unter dem Stichwort «Monogrammisten» zusammengefasst. Die Architektur ist nach ihren Gattungen registriert (Kirchen, Kapellen, Wegkapellen, Wegkreuze, Burgen, Mühlen, Wohnhäuser, Bauernhäuser, Speicher, Gasthäuser, Schulhäuser, Brücken, Brunnen), dazu nach Bauteilen (Türme, Vorhallen, Portale, Türflügel, Altäre, Mobiliar). Die Skulptur wird unter diesem Stichwort selber und nach Material und Technik erfasst (Bauskulptur, Terrakottaskulptur, Goldschmiedekunst, Elfenbeinarbeiten, Kristallarbeiten). Die Malerei wird nach Gattungen (Altarbilder, Historienbilder, Bildnisse, Landschaftsdarstellungen, Stilleben) und nach Techniken (Decken- und Wandbilder, Tapetenmalerei, Glasmalerei, Hinterglasmalerei, Buchmalerei, Paramente, Fahnen, Teppiche) erschlossen. Die Heiligen figurieren unter ihren Namen, sind aber unter dem Stichwort «Heilige» versammelt. Die vielen Darstellungen aus dem Leben Christi und Mariä sind unter den beiden Namen zusammengefasst. Übersichtlich und praktisch scheint die Ordnung nach Jahrhunderten innerhalb eines Stichwortes. *Bruno Carl*

EWALD JAMMERS, *Das Königliche Liederbuch des deutschen Minnesangs*. Eine Einführung in die sogenannte Manessische Handschrift (Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1965), 307 Seiten, davon 1 Farb- und 72 Schwarzweisstafeln.

Die vorliegende Monographie erfüllt eine Doppelaufgabe. Zum einen fasst sie die bekannten Forschungsergebnisse über die Grosse Heidelberger Liederhandschrift zusammen und trägt neugewonnene Erkenntnis-

se behutsam vor, zum anderen möchte sie als Anregung für weitere Studien dienen. Der Autor betreute mehrere Jahre hindurch als Bibliothekar der Heidelberger Handschriftensammlung die kostbare Manessische Liederhandschrift. Er glaubt mit seinen Ausführungen die Lücke zu schliessen, die sich ergeben hat, seit die Faksimileausgabe des Inselverlages (1929) mit den Einführungen von R. Sillib, Fr. Panzer und A. Haseloff vergriffen ist. Das Werk zeichnet sich aus durch die Systematik, mit der ein unübersehbares Material gesichtet und geordnet wird.

In einem ersten Abschnitt wird die Handschrift sachlich beschrieben und ihre Geschichte umrissen. Der Autor schliesst sich der Meinung an, dass das Werk um 1314 möglicherweise in einer Dominikanerwerkstatt in Zürich geschrieben und gemalt wurde. Der Analyse des Bildschmuckes ist besondere Sorgfalt gewidmet. Die Eigenheiten der vier Künstler, Grundstockmaler und drei Nachtragsmaler, werden charakterisiert. Die dargestellten Dichter erscheinen in immer neuen Zusammenhängen, und es ergibt sich ein buntes Bild des adeligen Lebens im 13. und 14. Jahrhundert. Da der Minnedienst das zentrale Anliegen bedeutet, wird das Gespräch – vergleichbar mit der «Sacra Conversazione» (Fr. Panzer) – zum Hauptthema der Maler, die jedoch nicht die Welt der sichtbaren Erscheinung, sondern eine ideale, einer Ordnung und Symmetrie unterstellte Welt zeigen. Sie malen nicht Bildnisse, sondern Sinnbilder und geben den Dingen Symbolwert. Kritisch und eingehend befasst sich Jammers mit der Frage des Stils und seiner kunstgeschichtlichen Einordnung und weist darauf hin, dass der Bildschmuck der Handschrift nicht nur Einflüsse empfing, sondern auch ausstrahlte, so z.B. auf die Wandmalerei (Haus zum Langen Keller, Haus zum Loch), auf die Zürcher-Wappen-Rolle und auf die Minnekästchen. Einen Zusammenhang zwischen der Manessehandschrift und dem Graduale von St.-Katharinental sieht der Verfasser am ehesten in der Ähnlichkeit zwischen letzterem und den Manessenachtragsmalern. Zwischen unserer Handschrift und der Weltchronik des Rudolf von Ems bestehen mehrere «kulturpolitische» Beziehungen. – Anhand des Textes und im Vergleich zu anderen Handschriften, besonders der Weingartner-Liederhandschrift (Quelle B), werden Bildmotive und Vorlagen der Bilder untersucht. Die Bildformel und ihr Wandel sind ersichtlich in der Gestaltung des Verfasserbildes, das immer mehr zum Genrebild wird und eine Verbindung vom repräsentativen romanischen zum erzählenden gotischen Stil darstellt.

Der Autor schildert sodann das Entstehen der grossartigen Sammlung mittelalterlicher Lyrik, zu der die Bilder eigentlich nur Beiwerk sind. Abschliessend nimmt er Stellung zur schwierigen Frage nach dem Auftraggeber. Eine erste Sammlung von Minneliedern wurde von den späten Staufen angelegt und kam vermutlich durch Erbgang zusammen mit Nachträgen in den Besitz der Habsburger. Auf Veranlassung der Königin Agnes von Ungarn, die in Königsfelden residierte, wurde um 1314 eine neue Sammlung erstellt, welche alle adeligen und bürgerlichen Minnesänger der Zeit einschloss und so zu einem glänzenden Dokument des habsburgischen Königsgedankens wurde.

In einer abschliessenden Zusammenfassung sind alle wichtigen Daten festgehalten, und eine nach Lagen und Folien geordnete schematische Übersicht zeigt die Beiträge der einzelnen Dichter, Schreiber und Maler. Wertvolle Angaben liefert das reiche Literaturverzeichnis. *Silvia Klöti-Grob*

ERWIN POESCHEL, *Zur Kunst- und Kulturgeschichte Graubündens*. Ausgewählte Aufsätze. Herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, Zürich, und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden (Kommissionsverlag Berichthaus, Zürich 1967), 188 Seiten, 48 Abbildungen.

Die verdienstvolle, von Emil Maurer, Hans A. Lüthy, Hansjakob Diggelmann und Alfred Wyss besorgte Publikation lässt Erwin Poeschel (1884–1965) – wohlbekannt durch drei Bündner Bände des «Bürgerhauses», durch sein Bündner Burgenbuch und durch zehn mustergültige Bände der «Kunstdenkmäler» (GR I–VII, FL, SG II–III) – posthum noch einmal als bedeutenden Kunstschriftsteller hervortreten. Im Vorwort würdigt Albert Knoepfli Poeschels klare, leichtflüssige und anschauliche Sprache.

Die ersten beiden Aufsätze, «Das Passland Graubünden» und «Die kulturelle Situation Graubündens im Wandel der Zeiten» erschliessen Poeschels Hauptforschungsbereich nach den Kategorien Ort und Zeit. Dann steigt die Reihe der Aufsätze und Vorträge von der Burg, die Poeschel mit der Kirche als geistig-brachiale Polarität zusammen sieht (Abb. 2 und 8), hinab über Haus und Garten (in Graubünden im Barock eine besonders feste architektonische Einheit) zu Glocken (die frühbarocke Lindauer Glockengiesserfamilie Ernst), Töpfen (ottonische Vassellarii in Obersaxen) und Möbeln (Conradin Colani, Kunsttischler der Goethezeit). «Goethes Reise durch Graubünden» (mit Geologenhammer und Zeichenfeder) folgt auf den Essay über eine visionär-topographische Bündner Landschaft Wolf Hubers, Goethes Vorläufer in seinem künstlerisch-geologischen Interesse (Federzeichnungen

in London und Weimar, Abb. 20–22). «Die Kunst der rätoromanischen Schweiz» führt über Marksteine wie die karolingischen Saalkirchen, die damals (1937) bekannten Fresken in Müstair, die Bilderdecke von Zillis, die Churer Kathedrale mir ihrer Bauplastik, die Fresken des Waltensburger Meisters, die spätgotischen Kirchen der Österreicher Stephan Klain und Andreas Bühler, die schwäbischen Schnitzaltäre von Jakob Russ und Yvo Strigel, die pionierhafte protestantische Predigtkirche von Ardez bis in den gegenreformatorischen Barock (Abb. 23–33).

Ein zweiter Teil sammelt «Beiträge zu Bündner Kunstdenkmälern», zum Beispiel zu den gotischen Fresken von Dusch, Stugl, Tenna und Lavin, zur Immaculata von Acleta von Carlo Francesco Nuvolone (1608–1661) und zum gewaltigen Kuppelfresko seines Neffen Carlo Nuvolone in Savognin.

Ein dritter Teil vereinigt Poeschels Aufsätze zur Kunst seines Freundes, des Bergeller Freskanten und Glasmalers Augusto Giacometti.

Bruno Carl

HANS JUCKER, *Bronzehenkel und Bronzehydria in Pesaro*. Estratto da «Studia Oliveriana» Vol. XIII–XIV («Ente Olivieri» Editore, Pesaro 1966), 128 Seiten, 58 Tafeln.

Für drei Themen legt dieses Buch neuen Grund: 1. die Interpretation von Bildtypen von der Art des Herrn der Tiere; 2. die Stilverspätungen in der Bronzeindustrie; 3. die Vermittlung griechischer Kunstformen durch Tarent nach Italien und Gallien.

Anlass des Buches war die Entdeckung, dass ein 1759 in Treia (Macerata) gefundener Bronzehenkel (Krieger zwischen Pferden, Tf. 2) zu einer mitgefundenen Bronzehydria gehört und dass von einem Gegenstück der Henkel erhalten ist (Zweikampfgruppe Tf. 1): dies alles bald nach dem Fund in Pesaro aufbewahrt. Ein erster Abschnitt über die Geschichte der Forschung erweist das Hydrienpaar (nach Neugebauers Vorgang) als tarentinisch, nächstverwandt der Hydria von Grächwil und deutlich verschieden von picenischen Nachahmungen, unter denen zwei Gruppen unterschieden werden. Die folgenden Abschnitte gelten der Ergänzung der Hydrien und der Interpretation ihrer figürlichen Motive, bei der von der Hydria in Bern ausgegangen wird. Das Buch wird gekrönt durch ein grosses Kapitel über den Stil, aus dem historische Folgerungen für Tarent und für den Handel nach Gallien gezogen werden. Wir wenden uns nun den eingangs genannten Hauptproblemen zu.

1. Die Deutung hält sich frei von zwei modernen Naivitäten: Kunst als sinnlose Dekoration oder als Zeichensprache zu nehmen. Man muss es immer wieder sagen: Kunst kann nur als Kunst, d.h. als Gestaltung von Wirklichkeit verstanden werden. Zu dieser Wirklichkeit gehören in frühen Zeiten auch Kunstwerke, die als Vorbilder verwendet werden. Blosse Zeichensprache ist keine Kunst, und sinnlose Dekoration ist ohne Wirklichkeit, es sei denn die des Kitsches. Freilich: «Moderne Interpretationen neigen wohl oft dazu, Genaueres über den Inhalt antiker Darstellungen aussagen zu wollen, als ein antiker Betrachter sagen oder wissen konnte.» (S. 61)

Die vom Verfasser vorbildlich gesammelten und gesichteten Beispiele werden uns noch lange zu fragen geben. So ist der Herr der Pferde eine Bildvision, die von Epoche zu Epoche andere individuelle Deutungen erlaubt. Hinter ihr steht, wie J. L. Benson in einem neuen Buch zeigen wird, der mykenische Heros als Wagenlenker, der in geometrischer Zeit durch den Reiterkrieger abgelöst wird. Man hat diese Bilder meines Erachtens noch nicht als individuelle mythische Gestalten zu deuten, sondern analog zu der Bildwelt der Vasen, die den spätgeometrischen Sagenbildern vorausgeht. Die Frage, ob epische Vergangenheit oder Gegenwart gemeint sei, scheint mir falsch gestellt: Grundsituationen des Lebens, wie sie auf geometrischen Vasen dargestellt werden, verhalten sich zum Individuellen wie homerische Gleichnisse; das Exemplarische gehört in der Zeit Homers der Heroenzeit, es gibt noch lange keine «Gegenwartsbilder» (S. 40). Dafür ist charakteristisch, dass böotische Schilde bis in die Klassik so häufig dargestellt werden, obwohl sie, wie Anm. 51 richtig bemerkt, im Kampf längst nicht mehr gebraucht wurden[1]).

Zur Deutung des New-Yorker «Kentaurenkampfs» äussert sich der Verfasser nicht, beobachtet aber als erster (Anm. 117), dass der Sieger dem Kentauren eine Lanze in die Brust stösst, ein Lanzenschwinger, wie die von Kunze auf Zeus gedeuteten spätgeometrischen Bronzestatuetten.

Mit Recht lehnt der Verfasser ab, immer gleich an Grabsymbolik zu denken. So sind zwar die Schlangen zunächst chthonische Wesen, aber ihre Verbindung mit den andern Motiven dieser Bronzegefässe zeigt meines Erachtens, dass sie ganz allgemein als Wächter einer höheren Welt aufgefasst wurden, deren Bilder man den Göttern und den Dämonen darbringen konnte. Von den Freuden jener höheren Welt zeugen ebenso die Symposiasten des Henkels in New York (Tf. 36) wie die Geflügelten des Henkels in Brüssel (Tf. 33), die man ja auch auf lakonischen Schalen vereint findet. – Die Doppelsphinx auf dem Schild des einen Henkels

[1]) A. M. SNODGRASS, JHS 87, 1967, 185 nennt den Dipylonschild «a heroic misinterpretation of the Mycenaean 8-shield».

von Treia (Tf. 1) erklärt sich wohl daraus, dass die beiden Krieger – worauf der Verfasser mit Recht hinweist – zusammen nur einen Schild haben.

2. Man hat von den griechischen Terrakotten gesagt, dass sie alle zwei Daten haben: das der Erfindung und das der Ausführung. Zwar gibt es bis zur Römerzeit kein genaues Kopieren, aber im Handwerk hat man oft Formen wiederverwendet, wie man längst bei Terrakotten, besonders bei architektonischen Friesen beobachtet hat: Durch Bemalung und andere Überarbeitung erhält jede Replik doch ihre Selbständigkeit. Für die Bronzen legt der Verfasser wertvolle neue Beobachtungen vor (70ff.), unter denen der Versuch, das Vorbild des Grächwiler Henkels zu rekonstruieren, (Abb. 5) besonders interessieren wird. Die Ausführung der Hydria datiert er 580–570 nach der Gefässform (S. 105). Aber von diesem historischen Datum wird man das dieser Prägung der Herrin der Tiere unterscheiden müssen, das mehr die Kunstgeschichte angeht. Dass der Verfasser sich für diese formale Seite weniger interessiert, wollen wir ihm nicht vorwerfen, da er uns so vieles andere gibt.

Es ist charakteristisch, dass er auf S. 116 sagt, man müsse den Kopf der Potnia seinem Profil nach ins dritte Viertel des siebten Jahrhunderts datieren. Ich sehe doch grosse Unterschiede zwischen dem spätprotokorinthischen Köpfchen, dessen Profil er in Tf. 58, 3.5 dem der Potnia gegenüberstellt: dort ein sanftes Schwellen der früharchaischen, im Grunde dädalisch-zweidimensionalen Form (die lakonische Entsprechung dieser Stilstufe bewahrt der Kopf der Hydria von Nîmes, Tf. 57, den auch der Verfasser als Erfindung mit Recht noch ins siebte Jahrhundert datiert); hier kraftvolle Kurven, die im Sinn der hocharchaischen Gestaltung die noch früharchaische Grundform der Potnia verwandeln: die Bögen von Kinn, Mund, Augen, Haarbegrenzung und Polos. Die Erfindung der Potnia von Grächwil hat H. Cahn also richtig ins späte siebte Jahrhundert datiert.

Der Athenakopf des attischen Tetradrachmons allerdings, das der Verfasser dem der Potnia gegenüberstellt, ist neu und rein hocharchaisch konzipiert (Tf. 58, 4). Hier erinnert nichts mehr an Dädalisches: der Kopf hat einheitlich volles Volumen, mit mächtigem Schädel. Ja, die Differenzierung der Formen mit dem prachtvollen Haarkranz geht über die Epoche des Dipylonmeisters hinaus und kommt der der Berliner Göttin nahe. Dass dieses Datum mit dem für Solons Münzreform überlieferten (594/3) übereinstimmt, kann, wie H. Cahn vor zwanzig Jahren gezeigt hat, kein Zufall sein (anders Verf. 115, 380 f.). Gewiss können auch Münzen wie Terrakotten und manche Bronzen «zwei Daten» haben, das der Erfindung und das der Ausführung, aber eine solche Unterscheidung hat bei den ältesten attischen Münzen keinen Sinn: Erfindung und Ausführung sind bei diesen grossartigen Schöpfungen nicht zu trennen. Wenn die meisten Numismatiker heute den Beginn der Tetradrachmenprägung um 530 datieren – manche sogar noch später –, ignorieren sie geflissentlich die kunsthistorischen Fakten.

3. Mit seiner Spätdatierung der Hydrien von Grächwil und Nîmes bekräftigt der Verfasser seine These, Tarent habe seine Bedeutung erst im sechsten Jahrhundert erhalten. Wenn aber einzelne Formen, die für diese Hydrien verwendet wurden, noch aus früharchaischer und aus dem Beginn der hocharchaischen Periode stammen, müssen sie schon damals aus Sparta eingeführt worden sein, das, vollends nach Kunzes grossartigen Entdeckungen (man vergleiche die letzten Olympiaberichte), damals nicht «rückständig» (S. 121) gewesen sein kann. Mir scheint auch der von Dörig in seiner Bedeutung entdeckte und vor 650 – vom Verfasser gegen 600 – datierte lakonische Stirnziegel (aus Tarent?) noch frühdädalisch zu sein (Tf. 58, 1.2). Dass solche Ziegel zur Schöpfung des griechischen Giebeldachs in früharchaischer Zeit gehörten, sagt uns die literarische Überlieferung. Aber über das Problem des früh- und hocharchaischen Tarent wird sich erst urteilen lassen, wenn wir endlich das Korpus der tarentinischen Terrakotten besitzen, auf das wir schon so lange warten.

Hinweise auf solche Probleme wollen nur die Bedeutung dieses gehaltvollen Buches betonen, von dessen Entdeckungen ich noch die Deutung der Amasisschale der Sammlung Schimmel auf Poseidons Eingreifen im dreizehnten Buch der Ilias (Anm. 132. Ausführlicher und unabhängig davon M. J. Milne, *The Cup by the Amasis Painter*, Separatum Metrop. Mus., o. Jahr) und die Zuweisung der Spiegelträger New York und Wien an Lokri (55f.) hervorheben möchte (die angegebenen Daten 480 und 460 sind etwas hoch); dazu die vorzügliche Zeitbestimmung des Kraters von Vix (107ff.) und die Ausführungen über die künstlerische Bedeutung des spätarchaischen Sparta (106), wo auch die monumentale Kunst hätte erwähnt werden können. Die Korrektur des Buches muss dem Verfasser wegen der italienischen Setzer grosse Mühe gemacht haben; es ist ihm aber gelungen, störende Druckfehler fast ganz zu eliminieren (Anm. 70: es muss heissen: Porada – S. 47, Zeile 15, Tf. 44; S. 83, Zeile 5, Tf. 51, 1; S. 105, Zeile 20: statt «Kratere» «treten» – S. 106, Zeile 2, Tf. 26: Anm. 172 fehlt). Die reiche und gute Illustration verdient noch besonderen Dank. Das Buch wird seine Bedeutung behalten. *Karl Schefold*